

# LAVIN

*Weg, der ich bin*



ALAN LEZAN  
NOVELLE

## Prolog

Es gibt Wege, die beginnen lange bevor man sie erkennt. Sie entstehen nicht aus Entscheidungen, sondern aus leisen Verschiebungen, kaum wahrnehmbaren Momenten, die sich erst später als Richtung entpuppen.

Manchmal ist es ein Satz, der hängen bleibt.  
Manchmal ein Blick, der länger dauert als nötig.  
Manchmal nur ein Gefühl, das sich nicht erklären lässt und doch bleibt, wie ein feiner Faden, der sich durch die Tage zieht.

Lavin wusste nicht, wann genau dieser Faden begonnen hatte. Vielleicht in einer Stadt, die ihr nie ganz gehörte. Vielleicht in einem Gespräch, das sie nicht gesucht hatte. Vielleicht in einer Unruhe, die sich nicht vertreiben ließ, egal wie laut das Leben um sie herum wurde.

2

Was sie wusste, war nur dies:  
Dass etwas in ihr sich bewegte.  
Nicht schnell, nicht dramatisch, sondern still — wie Wasser, das unter einer geschlossenen Oberfläche seinen Lauf findet. Und dass diese Bewegung sie an Orte führen würde, die sie sich nicht vorgenommen hatte, und zu Fragen, die sie nie laut gestellt hätte.

Dies ist die Geschichte dieser Bewegung.  
Nicht von Antworten, sondern von Wegen.  
Nicht von großen Wendepunkten, sondern von den kleinen, unscheinbaren Momenten, in denen ein Leben seine Richtung ändert, ohne dass jemand es bemerkt.

Ein Prolog kann nicht sagen, wohin all das führt.  
Er kann nur die Tür öffnen.  
Der Rest geschieht im Gehen.

## Weg 1 – Architektur

### Weg 1 – Teil 1: Der erste Riss im Alltag

Es begann an einem gewöhnlichen Nachmittag in Berlin, an einem jener Tage, die sich nicht ankündigen und doch später wie ein stiller Wendepunkt im Gedächtnis stehen. Lavin war mit zwei Freunden unterwegs gewesen, ziellos, wie es für ihre Wochenenden in Berlin typisch geworden war. Die Stadt war für sie kein Ort, sondern ein Zustand: ein Raum, in dem alles möglich schien, ohne dass etwas verlangt wurde.

Sie standen an der Gedächtniskirche, dort, wo die Menschenströme sich kreuzten, wo Touristen innehielten und Berliner weitergingen, und wo die Zeit sich manchmal wie ein dünner Faden anfühlte, der zwischen Vergangenheit und Gegenwart gespannt war.

3

Dort saß ein Mann auf einem kleinen Klappstuhl. Vor ihm ein Block, daneben ein Becher mit Stiften. Er zeichnete Karikaturen, schnell, sicher, mit einer Hand, die wusste, was sie tat. Lavin blieb stehen. Nicht aus Neugier, sondern aus einer Art innerer Resonanz, die sie nicht benennen konnte.

Sie betrachtete die Linien, die der Mann setzte. Sie waren präzise, aber nicht streng. Locker, aber nicht zufällig. Es war eine Art von Klarheit darin, die sie sofort verstand.

Sie fragte ihn, ohne lange zu überlegen, was er beruflich mache. Er sah kurz auf, lächelte, als hätte er diese Frage schon oft gehört, und sagte:

„Ich bin Architekt. Ich komme aus Polen.“

Der Satz fiel in sie hinein wie ein Stein in ruhiges Wasser. Kein dramatischer Moment, kein Aufleuchten, keine plötzliche Erkenntnis. Eher ein sachliches, inneres Einrasten. Etwas, das schon da war, aber erst jetzt Form bekam.

Am nächsten Tag fuhr sie zurück nach Frankfurt. Zwei Tage später reichte sie ihre Unterlagen an der Technischen Universität Berlin ein. Es war keine impulsive Entscheidung. Es war eine Entscheidung, die sich anfühlte, als hätte sie längst auf sie gewartet.

---

Als ihre Eltern davon erfuhren, freuten sie sich. Nicht laut, nicht überschwänglich, sondern in jener ruhigen, würdevollen Art, die in ihrer Familie üblich war. Sie stammten aus Dersim, einer Region, in der die Menschen die Raa Heq praktizierten, eine Lehre des Lichts, der Gleichwertigkeit, der Freiheit. Lavin war in dieser Haltung aufgewachsen: dass ein Mensch nicht durch Herkunft begrenzt wird, sondern durch die Entscheidungen, die er trifft.

4

Berlin war für sie kein Bruch, sondern eine Fortsetzung.

---

Zwei Wochen später zog sie in eine Dreier-Wohngemeinschaft in Charlottenburg. Die Wohnung war alt, mit hohen Decken und einem Flur, der immer ein wenig nach Kaffee und kalter Luft roch. Ihre Mitbewohner waren Marcus, ein deutscher Medizinstudent, und Agatha, eine polnische Biochemie-Studentin.

Sie waren grundverschieden, aber das spielte keine Rolle. Sie waren jung, sie waren in Berlin, und sie waren Studenten. Das genügte.

Abends saßen sie oft in der Küche, an einem runden Tisch, der schon viele Jahre hinter sich hatte. Sie redeten über alles, was ihnen einfiel: Musik, Filme, Politik, Zufälle, die sie beschäftigt hatten. Marcus hörte Hardcore und Punkrock, Agatha alles, was harmonisch klang, und Lavin Minimal Techno.

Es war kein lautes Zusammenleben. Eher ein ruhiges Nebeneinander, das sich mit der Zeit wie ein gemeinsamer Rhythmus anfühlte.

---

## 5

Berlin wurde für Lavin zu einem zweiten Ursprung. Sie bewegte sich durch die Stadt, als würde sie sie nicht entdecken, sondern wiederfinden. Die Architektur, die sie studierte, war für sie kein technisches Fach. Sie sah darin eine Art von Denken: Räume als Entscheidungen, Formen als Konsequenzen, Städte als Geflechte von Wegen.

In einem Seminar zur Architekturtheorie lernte sie Tim kennen. Er war ein Jahr älter, ruhig, aufmerksam, mit einer Art von Ernsthaftigkeit, die nicht schwer wirkte. Sie sprachen zuerst über Texte, dann über Entwürfe, dann über alles andere.

Die Beziehung begann nicht plötzlich. Sie entstand, wie vieles in Lavins Leben: aus einer stillen, klaren Bewegung heraus. Ein Jahr lang waren sie zusammen. Ein Jahr, das

weder besonders dramatisch noch besonders leicht war. Es war einfach ein Teil ihres Weges.

Als sie sich trennten, war es kein Bruch. Eher ein Auseinanderdriften, das sich schon länger angekündigt hatte. Danach konzentrierte sie sich auf ihr Studium. Nicht aus Flucht, sondern aus Klarheit.

---

Sie schloss ihr Studium ab, begann in einem Architekturbüro zu arbeiten und merkte schnell, dass sie nicht die Architektur der anderen entwerfen wollte. Sie wollte ihre eigene.

Doch um eigene Aufträge zu bekommen, musste sie an Wettbewerben teilnehmen. Und um Wettbewerbe zu finanzieren, musste sie weiter im Büro arbeiten.

6

Die Tage wurden länger. Die Nächte kürzer. Sie stand um sieben auf, arbeitete bis zehn Uhr abends, aß zwischendurch irgendetwas, engagierte eine Studentin zur Unterstützung, erledigte aber dennoch den Großteil selbst.

Es war kein Opfer. Es war eine Entscheidung.

Doch Entscheidungen haben Konsequenzen.

---

Als sie an einem Wettbewerb für ein Wohn- und Geschäftshaus arbeitete, geriet sie in einen Zustand, den sie nicht bemerkte. Die Abgabe war in einer Woche. Sie arbeitete Tag und Nacht, ohne es bewusst zu tun. Der Entwurf wurde brillant. Aber der Druck wurde größer als sie selbst.

Die Psychose kam nicht plötzlich. Sie kam schleichend, wie ein Schatten, der sich langsam über eine Landschaft legt.

Was sie erlebte, war schwer zu beschreiben. Die Grenzen zwischen innen und außen verschoben sich. Gedanken wurden zu Räumen, Räume zu Stimmen, Stimmen zu Strukturen, die sich nicht mehr ordnen ließen.

Als sie in die Psychiatrie kam, war sie erschöpft. Nicht gebrochen. Nur erschöpft.

---

Sechs Wochen später erfuhr sie, dass sie nicht mehr arbeiten konnte. Nicht in diesem Beruf. Nicht in dieser Intensität.

Sie hatte geplant, noch ein paar Jahre zu arbeiten, Geld zu sparen und dann nach Süd-Kurdistan zu gehen, um dort Städte und Gebäude zu entwerfen. Dort gab es einen Bauboom. Dort hätte sie gebraucht werden können.

7

Doch dieser Weg war ihr nicht mehr möglich.

Sie zog zurück nach Frankfurt, zu ihren Eltern. Sie lebte dort weiter. Nicht als Scheitern, sondern als eine andere Form ihres Weges.

## **Weg 1 – Teil 2: Die Entscheidung, die bleibt**

Die Zeit nach der Klinik war stiller als alles, was Lavin zuvor erlebt hatte. Nicht leer, nicht dunkel, sondern still. Eine Stille, die nicht von außen kam, sondern von innen. Sie war nicht bedrückend. Sie war eine Art Zwischenraum, in dem sie sich neu sortieren musste, ohne dass jemand es von ihr verlangte.

Frankfurt empfing sie mit einer Vertrautheit, die sie früher nie bemerkt hatte. Die Straßen, die sie als Kind kannte, wirkten kleiner. Die Häuser, an denen sie vorbeiging, schienen weniger bedeutend. Es war, als hätte sie sich verändert, während die Stadt gleich geblieben war.

Ihre Eltern behandelten sie nicht anders. Sie fragten nicht viel. Sie beobachteten sie mit jener ruhigen Aufmerksamkeit, die sie aus Dersim mitgebracht hatten: Man lässt den Menschen, den man liebt, den Raum, den er braucht.

Lavin verbrachte die ersten Wochen damit, zu schlafen, zu lesen, zu gehen. Sie ging oft am Main entlang, langsam, ohne Ziel. Sie sah die Menschen, die joggten, telefonierten, lachten, und sie fühlte sich weder außerhalb noch innerhalb dieser Welt. Sie war einfach da.

8

Es gab Tage, an denen sie dachte, dass sie irgendwann wieder arbeiten würde. Und es gab Tage, an denen sie wusste, dass sie es nicht konnte. Nicht in der Form, die sie kannte. Nicht in der Intensität, die sie einst getragen hatte.

---

Die Psychose hinterließ keine sichtbaren Spuren. Keine Narben, keine äußeren Zeichen. Aber sie hinterließ eine Veränderung in der Art, wie sie die Welt wahrnahm.

Sie hatte erlebt, wie Gedanken zu Räumen werden konnten, wie Räume sich verschieben konnten, wie die Grenze zwischen innen und außen durchlässig werden konnte. Es war kein Albtraum gewesen. Es war eher eine Überdehnung des Bewusstseins, ein Zustand, in dem alles zu viel Bedeutung hatte.

Manchmal erinnerte sie sich an einzelne Momente:  
Ein Geräusch, das wie ein Hinweis wirkte.  
Ein Schatten, der wie eine Botschaft erschien.  
Ein Gedanke, der sich wie eine Architektur ausbreitete, mit  
Wänden, die sich verschoben, und Türen, die sich öffneten,  
ohne dass sie wusste, wohin.

Sie wusste, dass diese Erfahrungen nicht real gewesen waren.  
Aber sie wusste auch, dass sie sich real angefühlt hatten. Und  
das genügte, um vorsichtig zu werden.

---

Ihre Eltern sprachen selten über die Zukunft. Sie fragten  
nicht, ob sie wieder studieren wollte, ob sie arbeiten wollte,  
ob sie Pläne hatte. Sie wussten, dass Pläne nur dann Sinn  
ergeben, wenn der Mensch, der sie macht, stabil genug ist, sie  
zu tragen.

9

Lavin begann, kleine Routinen aufzubauen. Sie stand  
morgens auf, frühstückte, ging spazieren, las. Sie las viel über  
Architektur, aber nicht mehr über Entwurf oder Wettbewerb.  
Sie las über die Geschichte von Städten, über die Philosophie  
des Raums, über die Frage, wie Menschen Orte formen und  
Orte Menschen formen.

Es war eine andere Art von Architektur. Eine, die nicht  
gebaut werden musste, um zu existieren.

---

Manchmal dachte sie an Berlin zurück. Nicht mit Sehnsucht,  
sondern mit einer Art sachlicher Distanz. Berlin war ein Weg

gewesen. Ein möglicher Weg. Ein Weg, den sie gegangen war, bis er zu Ende war.

Sie dachte an Marcus und Agatha, an die Abende in der Küche, an die Gespräche, die nie wirklich wichtig waren und gerade deshalb wichtig wurden. Sie dachte an Tim, an die Beziehung, die weder besonders glücklich noch besonders unglücklich gewesen war. Sie dachte an die Nächte, in denen sie durch Clubs gegangen war, in denen der Bass wie ein zweiter Herzschlag war.

All das gehörte zu ihr. Aber nichts davon definierte sie.

---

Es gab einen Moment, an dem sie verstand, dass ihr Leben nicht aus einem einzigen Weg bestand. Dass die Entscheidung für Architektur nicht endgültig gewesen war. Dass keine Entscheidung endgültig war. 10

Sie war nicht Architektin geworden, weil es ihr Schicksal gewesen war. Sie war Architektin geworden, weil sie an einem Nachmittag in Berlin einen polnischen Künstler gefragt hatte, was er beruflich mache.

Ein Satz hatte gereicht, um eine Richtung zu öffnen. Ein anderer Satz hatte gereicht, um diese Richtung zu schließen.

Identität war kein Zustand.  
Identität war Bewegung.

---

Sie begann, sich selbst nicht mehr als gescheitert zu betrachten. Sie hatte einen Weg gewählt, war ihm gefolgt, hatte ihn bis zu seinem Ende gegangen. Das war alles.

Es gab Menschen, die ihr sagten, dass sie stark sei. Andere sagten, dass es schade sei, dass sie nicht weiterarbeiten könne. Wieder andere sagten, dass sie sicher irgendwann zurückkehren würde.

Sie hörte zu, aber sie nahm es nicht an.  
Sie wusste, dass Stärke kein Ziel war.  
Sie wusste, dass Verlust kein Urteil war.  
Sie wusste, dass Zukunft kein Versprechen war.

Sie wusste nur, dass sie lebte.  
Und dass das genügte.

11

---

In den folgenden Monaten fand sie eine Art Gleichgewicht. Kein großes, kein endgültiges, aber ein funktionierendes. Sie half ihren Eltern im Alltag, traf gelegentlich alte Freunde, begann wieder zu zeichnen. Nicht professionell. Nicht mit dem Anspruch, etwas zu schaffen.

Sie zeichnete, weil es eine Bewegung war, die sie beruhigte. Linien, die sich ordneten. Formen, die sich ergaben. Räume, die nur auf dem Papier existierten und keine Verantwortung verlangten.

Es war eine stille Rückkehr zu etwas, das sie nie verloren hatte.

## Weg 1 -Teil 3: Zwischen Herkunft und Gegenwart

Der Alltag in Frankfurt nahm eine Form an, die weder geplant noch bewusst gestaltet war. Er ergab sich. Lavin bemerkte, dass ihr Leben nun aus kleinen, wiederkehrenden Bewegungen bestand: Aufstehen, Tee kochen, ein Buch aufschlagen, hinausgehen, zurückkehren.

Es war ein Leben ohne Ziel, aber nicht ohne Richtung. Ein Leben ohne Druck, aber nicht ohne Bedeutung.

Sie begann, die Tage nicht mehr als Schritte zu betrachten, die irgendwohin führen mussten. Sie betrachtete sie als Räume, die man betritt, durchquert und wieder verlässt. Jeder Tag war ein Raum. Jeder Raum hatte seine eigene Temperatur, sein eigenes Licht, seine eigene Stille. 12

---

Manchmal setzte sie sich in ein Café in Sachsenhausen, immer an denselben Tisch am Fenster. Sie beobachtete die Menschen, die vorbeigingen, und stellte fest, dass sie nicht mehr versuchte, sich mit ihnen zu vergleichen. Früher hatte sie oft gedacht, dass andere Menschen klarere Wege hatten, stabilere Pläne, festere Identitäten.

Jetzt wusste sie, dass das eine Illusion war. Menschen wirkten nur so, als wüssten sie, wohin sie gingen.

In Wahrheit bewegten sie sich wie sie selbst: Schritt für Schritt, Entscheidung für Entscheidung, oft ohne zu wissen, warum.

---

Ihre Mutter fragte sie eines Abends, ob sie wieder zeichne. Lavin nickte. Sie zeigte ihr ein paar Skizzen, einfache Linien, kleine Räume, abstrakte Formen. Ihre Mutter betrachtete sie lange, ohne etwas zu sagen. Dann legte sie die Blätter zurück und sagte nur:

„Du hast deinen Blick nicht verloren.“

Es war kein Lob.

Es war eine Feststellung.

Und Lavin wusste, dass es stimmte.

---

Sie begann, sich mit der Frage zu beschäftigen, was Architektur für sie gewesen war. Nicht als Beruf, sondern als Denkweise.

Architektur war für sie nie nur das Bauen gewesen.

Es war die Art, wie Menschen sich in der Welt bewegten.

Wie sie Räume schufen, um sich selbst zu ordnen.

Wie sie Strukturen bauten, um sich zu schützen oder zu öffnen.

Sie erkannte, dass sie diese Art zu denken nicht verloren hatte. Sie hatte nur die Möglichkeit verloren, sie in der äußeren Welt umzusetzen.

Aber die innere Welt blieb.

Und sie war groß genug.

---

Es gab Tage, an denen sie sich fragte, ob sie den Wettbewerb gewonnen hätte, wenn sie nicht krank geworden wäre. Ob sie irgendwann nach Süd-Kurdistan gegangen wäre. Ob sie dort Häuser entworfen hätte, die Menschen bewohnen, beleben, verändern würden.

Doch diese Fragen verloren mit der Zeit ihre Schärfe. Sie wurden zu hypothetischen Räumen, die man betreten konnte, ohne darin wohnen zu müssen.

Sie verstand, dass Möglichkeiten nicht verschwinden. Sie bleiben bestehen, auch wenn man sie nicht wählt. Sie sind Wege, die man ist, auch wenn man sie nicht geht.

---

Einmal traf sie eine alte Schulfreundin, zufällig, im Supermarkt. Die Freundin fragte, wie es ihr gehe, was sie mache, ob sie noch in Berlin sei. Lavin antwortete ruhig, sachlich, ohne Ausweichungen.

Die Freundin nickte, sagte, dass es schade sei, dass sie nicht weiter als Architektin arbeite.

Lavin widersprach nicht.

Sie fühlte keinen Impuls, etwas zu erklären.

Sie wusste, dass Menschen dazu neigen, Lebenswege zu bewerten, als wären sie Projekte, die man erfolgreich oder erfolglos abschließen kann.

Aber ein Leben war kein Projekt.

Ein Leben war ein Verlauf.

---

In den Monaten, die folgten, begann sie, sich wieder sicherer zu fühlen. Nicht stark, nicht belastbar, nicht „geheilt“ — sondern sicher.

Sie konnte wieder längere Spaziergänge machen, ohne dass ihre Gedanken sich verflüchtigten. Sie konnte wieder in Büchern lesen, ohne dass die Worte sich verschoben. Sie konnte wieder schlafen, ohne dass die Nacht sich ausdehnte.

Es war kein Zurückkehren zu einem früheren Zustand. Es war ein Weitergehen in einem neuen.

---

Eines Tages nahm sie ihre alten Entwürfe aus Berlin hervor. Sie hatte sie lange nicht angesehen. Die Linien waren präzise, die Konzepte klar, die Modelle durchdacht. Sie erkannte die Arbeit, die sie geleistet hatte. Sie erkannte die Intensität, die sie getragen hatte. **15**

Aber sie erkannte auch, dass diese Intensität nicht mehr zu ihr gehörte. Sie war nicht mehr die Person, die diese Entwürfe gemacht hatte.

Und das war kein Verlust.  
Es war eine Veränderung.

---

Sie begann, ein kleines Notizbuch zu führen. Keine Tagebuchform, keine Erzählungen. Nur kurze Sätze, Beobachtungen, Gedanken.

„Ein Raum ist eine Entscheidung.“  
„Ein Weg ist eine Form des Selbst.“  
„Identität ist Bewegung.“  
„Ich bin nicht weniger, weil ich anders bin.“

Diese Sätze waren keine Antworten.  
Sie waren Markierungen.  
Wie kleine Steine am Rand eines Weges, die anzeigen, dass  
man weitergeht.

---

So verging die Zeit.  
Nicht schnell, nicht langsam.  
Einfach in ihrem eigenen Rhythmus.  
Lavin lebte in Frankfurt, bei ihren Eltern, in einem Leben,  
das nicht geplant war und dennoch stimmte.  
Sie war nicht Architektin.  
Und doch war die Architektur ein Teil von ihr geblieben.

Nicht als Beruf.  
Sondern als Art, die Welt zu sehen.

16

### **Weg 1 - Teil 4: Der Moment, der alles verschiebt**

Der Frühling kam langsam nach Frankfurt. Die Bäume entlang des Mains trugen erst ein zartes Grün, das mehr Andeutung als Farbe war. Lavin bemerkte, dass sie wieder anfang, auf solche Details zu achten. Nicht bewusst, nicht als Übung, sondern als natürliche Bewegung ihres Blicks.

Es war ein Zeichen dafür, dass etwas in ihr sich stabilisierte.  
Nicht vollständig, nicht endgültig, aber spürbar.

---

Sie begann, häufiger in die Stadtbibliothek zu gehen. Nicht, weil sie etwas Bestimmtes suchte, sondern weil der Ort eine Ruhe hatte, die sie mochte. Die langen Regale, die gedämpften Schritte, das leise Umblättern der Seiten.

Sie setzte sich oft in die Architekturabteilung, aber sie griff nicht mehr zu den Büchern über Entwurf oder Konstruktion. Stattdessen las sie über Stadtsoziologie, über Wahrnehmung von Raum, über die Frage, wie Menschen Orte erleben.

Es war, als würde sie die Architektur von einer anderen Seite betrachten. Nicht mehr als Aufgabe, sondern als Phänomen. Nicht mehr als Beruf, sondern als Denkweise.

---

17

Manchmal traf sie dort einen älteren Mann, der immer denselben Tisch wählte und immer dieselben Bücher las: Philosophie, Geschichte, Anthropologie. Sie wechselten nie mehr als ein paar Worte, aber es entstand eine stille Vertrautheit.

Einmal fragte er sie, was sie lese.

Sie antwortete: „Über Räume.“

Er nickte, als wäre das eine vollkommen ausreichende Erklärung.

Dann sagte er: „Räume sind das, was bleibt, wenn man die Zeit wegnimmt.“

Der Satz blieb ihr lange im Kopf.  
Sie wusste nicht, ob er stimmte.  
Aber er hatte eine Klarheit, die sie mochte.

---

Zu Hause begann sie, ihre Zeichnungen zu verändern. Die Linien wurden einfacher. Die Formen reduzierter. Sie zeichnete keine Gebäude mehr, sondern Strukturen, die eher an Gedanken erinnerten als an Architektur.

Manchmal waren es nur Rechtecke, die sich überlappten. Manchmal Linien, die sich kreuzten und wieder trennten. Manchmal Flächen, die wie Räume wirkten, ohne Wände zu haben.

Es war, als würde sie versuchen, etwas festzuhalten, das sich nicht festhalten ließ: die Bewegung eines Lebens, das sich nicht linear entwickelte. 18

---

Ihre Eltern beobachteten sie weiterhin mit jener ruhigen Aufmerksamkeit, die sie kannte. Sie fragten nicht, ob sie wieder arbeiten wollte. Sie fragten nicht, ob sie Pläne hatte.

Sie wussten, dass Pläne nur dann Sinn ergeben, wenn der Mensch, der sie macht, bereit ist, sie zu tragen.

Einmal sagte ihr Vater beim Abendessen:  
„Manchmal ist ein Umweg kein Umweg. Manchmal ist er der Weg.“

Es war ein einfacher Satz.

Aber er traf etwas in ihr, das sie lange nicht benannt hatte.

---

Lavin begann, sich mit der Frage zu beschäftigen, was ein Weg eigentlich war.

War ein Weg etwas, das man ging?

Oder etwas, das man wurde?

Sie dachte an Berlin, an die Gedächtniskirche, an den polnischen Künstler, an den Satz, der damals alles in Bewegung gesetzt hatte.

„Ich bin Architekt.“

Ein einfacher Satz.

Ein Satz, der eine Richtung geöffnet hatte.

Ein Satz, der ein Leben geprägt hatte.

Und doch war er nur eine Möglichkeit gewesen.

Eine von vielen.

---

Manchmal fragte sie sich, wie ihr Leben verlaufen wäre, wenn sie den Künstler nicht angesprochen hätte. Wenn sie an diesem Tag nicht stehen geblieben wäre. Wenn sie einfach weitergegangen wäre, ohne den Impuls, eine Frage zu stellen.

Aber sie wusste, dass solche Gedanken keine Antworten brachten.

Sie waren nur Varianten.

Mögliche Wege.  
Wege, die sie hätte sein können.

Sie verstand, dass Identität nicht aus dem bestand, was man wurde, sondern aus dem, was man hätte werden können. Dass Möglichkeiten nicht verschwanden, sondern als stille Formen im Hintergrund blieben.

---

Im Spätsommer begann sie, wieder mehr Kontakt zu Menschen zu suchen. Nicht aus Pflicht, sondern aus einem leisen Bedürfnis nach Verbindung. Sie traf eine alte Freundin aus der Schulzeit, die inzwischen als Sozialarbeiterin arbeitete.

Sie gingen zusammen spazieren, redeten über alltägliche Dinge, über Arbeit, über Familie, über die Stadt. Die Freundin fragte irgendwann vorsichtig, wie es Lavin gehe.

20

Lavin antwortete ruhig:  
„Es geht. Nicht gut, nicht schlecht. Es geht.“

Die Freundin nickte.  
„Manchmal ist das genug.“

Und Lavin wusste, dass es stimmte.

---

Sie begann, sich wieder für die Welt zu interessieren. Nicht für die Architekturbranche, nicht für Wettbewerbe, nicht für Projekte. Sondern für das, was Menschen bewegte.

Sie las über kurdische Städte, über Wiederaufbau, über politische Entwicklungen. Sie las über Menschen, die versuchten, Strukturen zu schaffen, die Bestand hatten.

Sie fühlte eine Verbindung, die nicht verschwunden war. Eine Verbindung zu einem Volk, zu einer Geschichte, zu einer Möglichkeit.

Aber sie wusste auch, dass sie nicht mehr die Person war, die nach Süd-Kurdistan gehen und Städte entwerfen konnte. Sie wusste, dass dieser Weg nicht mehr ihr Weg war.

Und sie akzeptierte es.

---

Im Herbst begann sie, wieder zu schreiben. Nicht viel, nicht regelmäßig, aber genug, um eine Form zu finden. Sie schrieb kurze Sätze, Beobachtungen, Gedanken.

21

„Ein Weg endet nicht. Er verändert nur seine Richtung.“

„Ich bin nicht das, was ich tue. Ich bin das, was ich entscheide.“

„Möglichkeiten sind Räume, die man nicht betreten muss, um sie zu sein.“

Diese Sätze waren keine Antworten.

Sie waren Markierungen.

Sie waren Orientierungspunkte in einem Leben, das sich neu ordnete.

---

So verging die Zeit.

Nicht als Rückkehr, nicht als Neubeginn, sondern als Fortsetzung.

Lavin lebte in Frankfurt, in einem Leben, das nicht geplant war, aber stimmte.

Sie war nicht mehr Architektin im beruflichen Sinne. Aber die Architektur war weiterhin in ihr.

Nicht als Aufgabe.

Sondern als Blick.

Als Haltung.

Als Möglichkeit.

## Weg 1 - Teil 5: Stimmen, die sie nicht mehr trägt

22

Der Sommer kam, und mit ihm eine Wärme, die sich langsam in die Stadt legte. Lavin bemerkte, dass sie wieder anfang, die Tage zu unterscheiden. Nicht mehr als gleichförmige Abfolge, sondern als einzelne Einheiten, die jeweils eine eigene Stimmung trugen.

Sie ging häufiger hinaus. Nicht weit, nicht lange, aber regelmäßig. Manchmal setzte sie sich auf eine Bank am Main und beobachtete die Boote, die vorbeizogen. Sie bewegten sich langsam, fast träge, und doch kamen sie voran.

Sie mochte diese Art von Bewegung.

Sie war ruhig.

Sie war klar.

Sie war ohne Druck.

---

Eines Tages nahm sie ein altes Skizzenbuch mit nach draußen. Es war eines aus ihrer Berliner Zeit, mit Entwürfen, die sie damals für bedeutend gehalten hatte. Sie blätterte durch die Seiten, betrachtete die Linien, die Konzepte, die Perspektiven.

Sie erkannte die Präzision.

Sie erkannte die Ambition.

Sie erkannte die Intensität.

Lavin besaß eine leise, unaufdringliche Form von Ambition, die sich nicht nach außen richtete. Sie sammelte Gedanken, Beobachtungen und kleine Einsichten in ihren Notizen, ohne je zu überlegen, ob jemand sie lesen würde. Für sie war dieses Festhalten kein Projekt, kein Ziel, sondern eine Art, sich selbst zu ordnen. Ihre Ambition war nicht sichtbar, aber sie wirkte – wie ein innerer Strom, der nie versiegte.

23

Diese Ambition war frei von Erwartung. Sie entstand aus Neugier, aus dem Bedürfnis, die Welt in kleinen Fragmenten zu verstehen. Lavin arbeitete nicht auf ein Ergebnis hin; sie folgte nur dem Impuls, Klarheit zu schaffen, wo andere achtlos vorbeiging. In dieser stillen Konsequenz lag etwas Seltenes: eine Beharrlichkeit, die nicht laut wurde, aber blieb.

Sie erkannte auch, dass diese Intensität nicht mehr zu ihr gehörte.

Sie war ein anderer Mensch geworden.

Nicht besser, nicht schlechter.

Nur anders.

---

Sie begann, neue Skizzen anzufertigen. Nicht als Fortsetzung der alten, sondern als etwas Eigenständiges. Die Linien waren einfacher. Die Formen reduzierter. Die Räume offener.

Es waren keine Gebäude.

Es waren Zustände.

Bewegungen.

Gedanken.

Sie zeichnete nicht mehr, um etwas zu entwerfen.

Sie zeichnete, um etwas zu verstehen.

---

Ihre Mutter bemerkte die Veränderung.

„Du arbeitest wieder“, sagte sie eines Abends.

Lavin schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie. „Ich bewege mich nur.“

Ihre Mutter lächelte.

„Das ist auch Arbeit.“

Es war ein Satz, der in seiner Einfachheit eine Wahrheit trug, die Lavin erst später begriff.

## **Weg 1 -Teil 6: Die Schwere der kleinen Schritte**

Der Winter kam früher als erwartet. Die Luft wurde schärfer, die Tage kürzer, und Lavin bemerkte, dass die Dunkelheit sie nicht mehr beunruhigte. Früher hatte sie Dunkelheit mit

Stillstand verbunden, mit einem Gefühl von Enge. Jetzt empfand sie sie als Raum. Als etwas, das nicht gefüllt werden musste.

Sie ging oft abends spazieren, wenn die Straßen ruhiger wurden. Die Lichter der Stadt spiegelten sich im Main, und die Geräusche waren gedämpft, als würde die Welt für einen Moment langsamer atmen. In dieser Langsamkeit fand sie eine Form von Frieden, die sie lange nicht gekannt hatte.

---

Sie begann, wieder regelmäßig zu zeichnen. Nicht aus Ehrgeiz, nicht aus dem Wunsch, etwas zu erreichen, sondern aus einer inneren Notwendigkeit heraus. Die Linien wurden noch reduzierter. Manchmal waren es nur zwei oder drei Striche, die eine Beziehung zueinander suchten.

25

Sie merkte, dass sie nicht mehr versuchte, Räume zu entwerfen.

Sie versuchte, Zustände zu verstehen.

Einmal zeichnete sie nur eine horizontale Linie.

Sie betrachtete sie lange.

Dann schrieb sie darunter:

„Auch eine Linie ist ein Weg.“

---

Ihre Eltern bemerkten, dass sie ruhiger geworden war. Nicht resigniert, sondern gesammelt. Sie sprachen selten über die Vergangenheit und noch seltener über die Zukunft. Sie lebten im Jetzt, und das genügte.

Einmal fragte ihre Mutter sie, ob sie sich wieder vorstellen könne zu arbeiten.

Lavin antwortete:

„Ich weiß es nicht. Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

Ihre Mutter nickte.

„Du musst nichts wissen. Du musst nur leben.“

Es war ein Satz, der in seiner Einfachheit eine große Freiheit enthielt.

---

Lavin begann, sich mit der Frage zu beschäftigen, was es bedeutete, ein Leben zu führen, das nicht dem ursprünglichen Plan entsprach. Sie stellte fest, dass Pläne oft nur Konstruktionen waren, die man brauchte, um sich sicher zu fühlen. 26

Aber Sicherheit war kein Zustand.

Sicherheit war eine Beziehung zur Welt.

Und diese Beziehung konnte sich verändern.

Sie verstand, dass sie nicht weniger war, weil sie einen Weg verlassen hatte.

Sie war nur anders geworden.

Und Anderssein war kein Verlust.

---

Manchmal dachte sie an die Zeit in Berlin zurück. Nicht mit Sehnsucht, sondern mit einer Art sachlicher Zärtlichkeit. Sie erinnerte sich an die Nächte in den Clubs, an die Gespräche in der Küche, an die langen Stunden im Atelier.

Sie erinnerte sich an Tim, an die Beziehung, die weder besonders glücklich noch besonders unglücklich gewesen war. Sie erinnerte sich an die Wettbewerbe, an die Entwürfe, an die Nächte, in denen sie arbeitete, bis die Zeit ihre Konturen verlor.

All das war Teil ihres Lebens gewesen.  
Aber es definierte sie nicht mehr.

---

Eines Tages fand sie in einer Schublade einen alten Zettel aus ihrer Berliner Zeit. Darauf stand ein Satz, den sie damals in einem Seminar gehört hatte:

„Architektur ist die Kunst, Möglichkeiten zu formen.“

27

Sie las den Satz mehrmals.  
Dann legte sie den Zettel zurück.

Sie wusste jetzt, dass Möglichkeiten nicht nur in Gebäuden existierten.

Sie existierten in Entscheidungen.

In Wegen.

In Menschen.

---

Im Laufe des Winters begann sie, wieder mehr Kontakt zu ihrer kurdischen Community zu suchen. Nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus einem leisen Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Sie nahm an Veranstaltungen teil, hörte Vorträge, sprach mit Menschen, die ähnliche Geschichten trugen wie sie.

Sie merkte, dass sie nicht die Einzige war, deren Leben sich anders entwickelt hatte als geplant.

Viele Menschen trugen Wege in sich, die sie nicht gegangen waren. Viele Menschen lebten mit Möglichkeiten, die sie nicht verwirklicht hatten.

Und doch waren sie vollständig.

---

Im Januar schrieb sie in ihr Notizbuch:  
„Ich bin nicht die Summe meiner Erfolge.  
Ich bin die Summe meiner Wege.“

Es war kein endgültiger Satz.  
Aber er fühlte sich richtig an.

---

28

Der Frühling kam zurück, und mit ihm eine neue Leichtigkeit. Lavin begann, wieder kleine Projekte zu übernehmen. Keine großen Aufgaben, keine festen Verpflichtungen. Nur kleine, überschaubare Tätigkeiten: Illustrationen für eine lokale Initiative, Layouts für eine Broschüre, ein paar grafische Arbeiten für Bekannte.

Es war keine Rückkehr in den Beruf.  
Es war eine Bewegung.  
Eine Öffnung.  
Ein vorsichtiges Weitergehen.

---

Sie wusste, dass sie nie wieder Architektin im klassischen Sinne sein würde. Aber sie wusste auch, dass Architektur nicht verschwunden war.

Sie war in ihrem Blick geblieben.

In ihrer Art, die Welt zu sehen.

In ihrer Fähigkeit, Räume zu denken — auch wenn sie sie nicht mehr baute.

---

So lebte sie weiter.

Nicht in einem abgeschlossenen Kapitel, nicht in einem neuen Anfang, sondern in einem Zustand, der weder das eine noch das andere war.

Ein Zustand, der einfach war. Ein Zustand, der genügte.

29

Lavin war nicht die Architektin, die sie einmal hatte werden wollen.

Aber sie war ein Mensch, der Wege gegangen war.

Und Wege, die man geht, verschwinden nicht.

Sie bleiben.

Als Formen.

Als Möglichkeiten.

Als Identität.

### **Weg 1 – Teil 7: Was sie zurücklässt**

Lavin merkte, dass Loslassen nicht immer laut ist.

Manchmal geschieht es in kleinen, unscheinbaren Momenten, die niemand bemerkt — außer ihr selbst.

Es waren keine großen Abschiede.  
Keine dramatischen Schnitte.  
Nur leise Entscheidungen, die sich wie feine Risse durch  
ihren Alltag zogen.

Sie ließ Erwartungen zurück, die nie ihre eigenen gewesen  
waren.  
Sätze, die sie jahrelang begleitet hatten, ohne ihr zu gehören.  
Blicke, die sie kleiner gemacht hatten, als sie war.

Und je mehr sie abstreifte, desto leichter wurde sie.  
Nicht, weil das Alte unwichtig war,  
sondern weil sie endlich spürte, was davon wirklich zu ihr  
gehörte —  
und was nur an ihr gehangen hatte.

Es war ein stiller Prozess.  
Ein inneres Sortieren.  
Ein Aufräumen ohne Worte.

Sie wusste nicht, wohin der Weg führte.  
Aber sie wusste, was sie nicht mehr mitnehmen wollte.

Und das war genug, um weiterzugehen.

30

### **Weg 1 – Teil 8: Die Stille nach der Wahl**

Nachdem sie entschieden hatte, was sie nicht mehr  
mitnehmen wollte, blieb etwas zurück, das sie überraschte:  
Stille.  
Keine Erleichterung, keine Angst, kein Triumph.

Nur ein Raum, der sich anfühlte, als hätte jemand die Welt für einen Moment angehalten.

Es war die Art von Stille, die entsteht, wenn etwas Inneres sich neu sortiert.

Nicht sichtbar, nicht benennbar — aber spürbar.

Wie ein Atemzug, der länger dauert als gewöhnlich.

Lavin merkte, dass Entscheidungen nicht im Moment des Treffens wirken.

Sie wirken **danach**.

In der Leere, die entsteht, wenn das Alte keinen Platz mehr hat und das Neue noch nicht begonnen hat.

Diese Leere machte ihr zuerst Angst.

Sie war ungewohnt, unbestimmt, offen.

Aber je länger sie darin stand, desto mehr erkannte sie, dass sie kein Verlust war.

Sie war ein Übergang.

Ein Zwischenraum, der ihr erlaubte, sich selbst zu hören.

Ohne Stimmen von außen.

Ohne Erwartungen.

Ohne Druck.

In dieser Stille spürte sie zum ersten Mal, dass sie nicht nur etwas hinter sich ließ —

sie bewegte sich auf etwas zu.

Und das genügte, um weiterzugehen.

## Weg 1 – Teil 9: Der Weg, der sich öffnet

Als die Stille sich gesetzt hatte, spürte Lavin etwas, das sie nicht erwartet hatte: eine leichte, kaum wahrnehmbare Bewegung in ihr. Kein Drängen, kein Ziehen — eher ein sanftes Aufgehen, wie ein Fenster, das sich von selbst einen Spalt öffnet.

Es war kein neuer Weg, der plötzlich vor ihr lag.

Es war der alte, den sie zum ersten Mal ohne die Last der vergangenen Entscheidungen sah.

Ein Weg, der schon immer da gewesen war, aber nie sichtbar wurde, solange sie sich selbst im Weg stand.

Sie merkte, dass Wege nicht entstehen, indem man sie sucht.

Sie entstehen, indem man Platz schafft.

Indem man das wegnimmt, was sie verdeckt.

32

Und jetzt, da sie losgelassen hatte, konnte sie erkennen, was übrig blieb:

eine Richtung, die nicht laut war, nicht eindeutig, nicht zwingend —  
aber ehrlich.

Es war ein Weg, der nicht versprach, leicht zu sein.

Aber er war klar.

Und er gehörte ihr.

Lavin setzte einen Schritt.

Nicht, weil sie wusste, wohin er führte.

Sondern weil sie spürte, dass er richtig war.

Und manchmal, dachte sie, reicht genau das.

## Weg 1 – Teil 10: Die Richtung, die sie erkennt

Der Weg öffnete sich nicht plötzlich.

Er tat es langsam, fast zögerlich, wie etwas, das erst sicher sein musste, ob es gesehen werden wollte. Lavin spürte diese Öffnung nicht als Erkenntnis, sondern als eine feine Verschiebung in ihrem Inneren — ein kaum wahrnehmbares Kippen der Perspektive.

Sie ging weiter, und mit jedem Schritt wurde ihr klarer, dass es nicht der Weg war, der sich veränderte.

Sie war es.

33

Die Straßen Frankfurts, die sie seit ihrer Kindheit kannte, wirkten an diesem Tag anders. Nicht fremd, aber neu. Die Geräusche der Stadt — das Rauschen der Autos, das Klirren von Tassen vor Cafés, das gedämpfte Murmeln vorbeigehender Menschen — legten sich nicht mehr wie ein Druck auf sie. Sie hörte sie, ohne sich darin zu verlieren.

Es war, als hätte sie einen inneren Filter abgeschaltet, der jahrelang bestimmt hatte, wie sie die Welt wahrnahm. Und jetzt, da er verschwunden war, sah sie Dinge, die immer da gewesen waren, aber nie Bedeutung hatten.

Ein älteres Paar, das sich an den Händen hielt.

Ein junger Mann, der auf dem Fahrrad lachte, als hätte er gerade eine gute Nachricht bekommen.

Eine Frau, die stehen blieb, um einem Kind die Mütze zurechtzurücken.

Kleine Szenen, die sie früher übersehen hätte.  
Jetzt aber wirkten sie wie Hinweise.  
Nicht auf das, was sie tun sollte — sondern auf das, was  
möglich war.

Lavin blieb an einer Ampel stehen und merkte, dass sie zum  
ersten Mal seit Langem nicht in Gedanken vorauslief.  
Sie war einfach da.  
In diesem Moment.  
In dieser Stadt.  
In diesem Körper, der ihr manchmal fremd gewesen war.

Und in dieser Präsenz erkannte sie etwas, das sie überraschte:  
Die Richtung, die sie suchte, war keine äußere.  
Sie lag nicht in einer Entscheidung, nicht in einem Ziel, nicht  
in einem Plan.

Sie lag in ihr.

Es war die Richtung, die entsteht, wenn man aufhört, sich  
selbst zu überhören.  
Wenn man die Stimmen, die einen klein halten, leiser dreht.  
Wenn man den Mut findet, nicht zu wissen, wohin man geht  
— und trotzdem weiterzugehen.

Lavin atmete tief ein.  
Nicht, um sich zu beruhigen.  
Sondern um sich zu spüren.

Und in diesem Atemzug lag die Richtung, die sie erkannte:  
nicht vor ihr, sondern in ihr.  
Nicht als Weg, sondern als Haltung.

Sie musste nicht wissen, wohin sie ging.  
Sie musste nur wissen, dass sie ging —  
und dass jeder Schritt sie näher zu sich brachte.

## Weg 1 – Teil 11: Der Punkt ohne Rückkehr

Es gab keinen dramatischen Moment, keinen lauten Schnitt, keine klare Grenze.

Und doch spürte Lavin, dass sie einen Punkt erreicht hatte, an dem sie nicht mehr zurück konnte. Nicht, weil etwas sie festhielt — sondern weil sie sich selbst nicht mehr in die alte Form pressen konnte.

Es war ein Gefühl, das sich langsam aufgebaut hatte, Schicht für Schicht, Entscheidung für Entscheidung.  
Ein Gefühl, das nicht fragte, ob sie bereit war.  
Es war einfach da.

35

Sie ging durch die Straßen, die sie seit Jahren kannte, und merkte, wie wenig sie noch zu der Person passten, die sie früher gewesen war. Nicht, weil die Stadt sich verändert hatte — sondern weil sie sich veränderte. Frankfurt war dieselbe Stadt geblieben: die breiten Straßen, die gläsernen Fassaden, die Brücken über den Main, die Menschen, die in Eile aneinander vorbeingingen.

Aber Lavin bewegte sich anders darin.  
Sie war nicht mehr die junge Frau, die versuchte, Erwartungen zu erfüllen, die nie ihre eigenen gewesen waren.  
Sie war auch nicht mehr die, die sich zwischen Herkunft und Zukunft zerrieben hatte.

Sie war jemand geworden, der sich selbst zuhören konnte.

Und genau das machte den Punkt ohne Rückkehr aus:  
Nicht, dass sie etwas hinter sich ließ —  
sondern dass sie etwas in sich gefunden hatte, das nicht mehr  
verschwinden würde.

Sie blieb an einer Kreuzung stehen.

Autos rauschten vorbei, Menschen überquerten die Straße,  
ein Fahrrad klingelte, irgendwo fiel eine Tür ins Schloss.  
Alltägliche Geräusche, die sie früher überfordert hätten.  
Jetzt aber wirkten sie wie ein Hintergrund, vor dem sich  
etwas in ihr klärte.

Sie dachte an die Entscheidungen der letzten Tage.  
An die kleinen Schritte, die sie gemacht hatte.  
An das Loslassen, das sie sich nicht zugetraut hatte.  
An die Stille, die sie zuerst erschreckt und dann getragen  
hatte.

36

Und sie wusste:

Es gab keinen Weg zurück in das alte Leben, weil sie nicht  
mehr die Person war, die dieses Leben geführt hatte.

Der Punkt ohne Rückkehr war kein Ort.  
Er war ein Zustand.  
Ein inneres Wissen, das sich nicht mehr leugnen ließ.

Lavin atmete tief ein und spürte, wie sich etwas in ihr  
ausrichtete.  
Nicht nach außen, nicht zu einem Ziel, nicht zu einer

Erwartung —  
sondern zu sich selbst.

Sie musste nicht wissen, was kam.  
Sie musste nur anerkennen, dass sie weiterging.  
Und dass der Weg, der vor ihr lag, nicht mehr der alte war.

Sie setzte einen Schritt.  
Dann noch einen.  
Und mit jedem Schritt wurde die Richtung klarer —  
nicht, weil sie sie verstand,  
sondern weil sie sie fühlte.

## Weg 1 – Teil 12: Architektur des Loslassens

37

Es dauerte eine Weile, bis Lavin begriff, dass Loslassen keine Handlung ist, sondern eine Architektur.  
Etwas, das man nicht baut, sondern freilegt.  
Schicht für Schicht, Entscheidung für Entscheidung.

Sie saß an diesem Abend am Mainufer, dort, wo die Lichter der Stadt sich im Wasser brachen und die Geräusche gedämpft wirkten, als hätte jemand einen Schleier über die Welt gelegt. Menschen gingen an ihr vorbei, manche in Eile, manche versunken in ihre eigenen Gedanken. Doch Lavin blieb sitzen, als würde der Boden unter ihr etwas festhalten, das sie noch nicht benennen konnte.

Sie dachte an die letzten Tage.

An die kleinen Abschiede, die sie kaum bemerkt hatte.  
An die Stille, die sie zuerst verunsichert und dann getragen  
hatte. An die Richtung, die sie nicht verstand, aber fühlte.

Und plötzlich erkannte sie, dass Loslassen nicht bedeutet,  
etwas zu verlieren.

Es bedeutet, Raum zu schaffen.

Für das, was kommen darf.

Für das, was man werden kann.

Für das, was man schon ist, aber nie zugelassen hat.

Sie spürte, wie sich etwas in ihr ordnete — nicht laut, nicht  
sichtbar, aber eindeutig.

Ein inneres Fundament, das sich neu formte.

Nicht aus Gewissheiten, sondern aus Klarheit.

Nicht aus Antworten, sondern aus Ehrlichkeit.

38

Lavin legte ihre Hände in den Schoß und sah auf das Wasser.

Die Strömung bewegte sich ruhig, unaufgereggt, aber stetig.

Sie dachte daran, wie oft sie versucht hatte, gegen

Strömungen anzuschwimmen, die nie ihre eigenen gewesen  
waren.

Wie oft sie sich angepasst hatte, um nicht aufzufallen.

Wie oft sie geschwiegen hatte, um nicht falsch zu sein.

Doch jetzt, in diesem Moment, verstand sie:

Loslassen war kein Verlust.

Es war ein Wiederfinden.

Sie stand auf, langsam, als würde sie sich aus einer alten Haut  
lösen.

Die Luft war kühl, aber klar.

Die Stadt vibrierte leise um sie herum, und zum ersten Mal  
fühlte sie sich nicht von ihr verschluckt, sondern getragen.

Der erste Weg war nicht abgeschlossen, weil sie etwas erreicht hatte.

Er war abgeschlossen, weil sie etwas erkannt hatte:

Dass jeder Weg, den sie gehen würde, in ihr begann.

Und dass sie diejenige war, die entschied, wie weit er führte.

Mit diesem Wissen setzte sie sich in Bewegung.

Nicht schneller, nicht entschlossener —  
sondern bewusster.

Der erste Weg lag hinter ihr.

Der zweite wartete bereits.

Nicht irgendwo da draußen, sondern in ihr.

Und sie war bereit, ihn zu betreten.

39

## Weg 2 – Grafikdesign

### Weg 2 -Teil 1: Die Welt der Linien und Farben

Es war ein gewöhnlicher Nachmittag in Berlin, einer jener Tage, die sich nicht ankündigen und doch später wie ein stiller Ausgangspunkt im Gedächtnis stehen. Lavin war mit zwei Freunden unterwegs gewesen, wie so oft an den Wochenenden. Berlin war für sie kein Ziel, sondern ein Zustand: ein Raum, in dem sie sich leichter fühlte, offener, durchlässiger.

Sie standen an der Gedächtniskirche, dort, wo die Menschenströme sich kreuzten, wo Touristen innehielten und Berliner weitergingen, und wo die Zeit sich manchmal wie ein dünner

Faden anfühlte, der zwischen Vergangenheit und Gegenwart gespannt war.

Dort saß ein Mann auf einem Klappstuhl. Vor ihm ein Block, daneben ein Becher mit Stiften. Er zeichnete Karikaturen, schnell, sicher, mit einer Hand, die wusste, was sie tat. Lavin blieb stehen. Nicht aus Neugier, sondern aus einer Art innerer Resonanz, die sie nicht benennen konnte.

Sie betrachtete die Linien, die der Mann setzte. Sie waren locker, aber nicht zufällig. Präzise, aber nicht streng. Es war eine Art von Klarheit darin, die sie sofort verstand.

Sie fragte ihn, ohne lange zu überlegen, was er beruflich mache.

Er sah kurz auf, lächelte, als hätte er diese Frage schon oft gehört, und sagte:

„Ich bin Grafikdesigner. Ich komme aus Polen.“

Der Satz fiel in sie hinein wie ein Stein in ruhiges Wasser. Kein dramatischer Moment, kein Aufleuchten, keine plötzliche Erkenntnis. Eher ein sachliches, inneres Einrasten. Etwas, das schon da war, aber erst jetzt Form bekam.

Am nächsten Tag fuhr sie zurück nach Frankfurt. Zwei Tage später stand sie vor der Entscheidung, sich an der Hochschule Darmstadt zu bewerben. Doch sie wusste, dass man eine Mappe brauchte. Eine Mappe, die nicht nur Talent zeigte, sondern Haltung.

Sie schrieb sich an der Volkshochschule Frankfurt in einen Kurs für Malen und Zeichnen ein. Sechs Monate lang arbeitete sie an ihrer Mappe. Nicht verbissen, aber konzent-

riert. Sie zeichnete Stillleben, Porträts, abstrakte Formen. Sie experimentierte mit Farben, mit Linien, mit Kompositionen.

Als die Mappe fertig war, fühlte sie keine Euphorie. Nur eine ruhige Gewissheit.

Sie reichte sie ein.

Und sie wurde angenommen.

---

Das Studium begann ohne große Erwartungen. Lavin war nie jemand gewesen, der sich über Ziele definierte. Sie bewegte sich durch die Seminare, durch die Ateliers, durch die Werkstätten, als würde sie einen Raum erkunden, der sich erst im Gehen erschloss.

Sie lernte über Typografie, über Layout, über visuelle Systeme. Sie lernte, wie Bilder Bedeutung erzeugen, wie Farben Stimmungen formen, wie Formen kommunizieren. 41

Es war eine andere Art von Architektur.

Eine Architektur der Fläche.

Eine Architektur des Blicks.

---

In einem Grundlagenkurs lernte sie Lukas kennen. Er war ruhig, aufmerksam, mit einer Art von Gelassenheit, die nicht träge wirkte. Sie sprachen zuerst über Projekte, dann über Musik, dann über Herkunft.

Es gab keinen Moment, an dem sie sich verliebte.

Es war eher ein langsames Zusammenrücken, ein stilles Erkennen.

Eine Beziehung, die nicht begann, sondern entstand.

Sie arbeiteten oft zusammen. Nicht aus Notwendigkeit, sondern aus einem gemeinsamen Rhythmus heraus. Ihre Stile unterschieden sich, aber sie ergänzten sich. Seine Klarheit traf auf ihre Sensibilität. Seine Struktur auf ihre Intuition.

---

Nach dem Studium gründeten sie eine kleine Agentur. Kein großes Büro, kein ambitioniertes Start-up. Nur ein Raum, zwei Schreibtische, zwei Rechner, ein Drucker, der ständig Papierstaus hatte.

Sie arbeiteten für kleine Unternehmen, für Vereine, für lokale Initiativen. Sie gestalteten Logos, Flyer, Webseiten. Es war keine glamouröse Arbeit. Aber es war ihre.

Sie heirateten. Nicht aus Romantik, sondern aus einer ruhigen Gewissheit heraus, dass sie zusammengehörten. Sie bekamen zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. 42

Ihr Leben wurde geordneter.  
Routinen entstanden.  
Tage bekamen Struktur.

---

Doch Lavin blieb verbunden mit dem, was sie ausmachte.  
Mit ihrer Herkunft.  
Mit ihrem Volk.  
Mit der Idee von Freiheit.

Sie engagierte sich in kurdischen Organisationen, unterstützte Initiativen, nahm an Veranstaltungen teil. Nicht laut, nicht kämpferisch, sondern in einer ruhigen, beständigen Weise.

Sie wusste, dass Identität nicht nur aus dem bestand, was man tat. Sondern aus dem, was man nicht vergaß.

---

Die Jahre vergingen.  
Nicht schnell, nicht langsam.  
In einem Rhythmus, der sich ergab.

Lavin arbeitete, lebte, liebte, stritt, lachte.  
Sie war Grafikdesignerin.  
Sie war Mutter.  
Sie war Kurdin.  
Sie war all das gleichzeitig, ohne dass eines das andere verdrängte.

---

43

Doch irgendwann begann sie zu spüren, dass etwas in ihr sich veränderte.  
Nicht dramatisch.  
Nicht schmerzhaft.  
Eher wie eine leise Verschiebung.

Sie merkte, dass sie weniger zeichnete.  
Weniger experimentierte.  
Weniger suchte.

Sie funktionierte.  
Aber sie bewegte sich nicht mehr.

## Weg 2 – Teil 2: Formen, die sie versteht

Am nächsten Tag saß Lavin in einem kleinen Café im Nordend, einem Ort, an dem sie oft arbeitete, wenn sie Abstand brauchte. Die Fenster waren groß, das Licht weich, und die Geräusche der Straße drangen nur gedämpft hinein. Es war ein Raum, der sie nicht bedrängte. Ein Raum, der ihr erlaubte, zu sehen.

Sie öffnete ihr Skizzenbuch, nicht das digitale, sondern das alte, mit den leicht vergilbten Seiten. Es war das Buch, das sie seit Jahren mit sich herumtrug, ohne es wirklich zu benutzen. Vielleicht, dachte sie, hatte sie sich nie getraut, darin ehrlich zu sein.

Sie blätterte durch die Seiten.

Unfertige Linien.

Halbe Ideen.

Ansätze, die sie damals verworfen hatte, weil sie nicht „gut genug“ waren.

Jetzt sah sie sie anders.

Nicht als Fehler, sondern als Spuren.

Als Hinweise darauf, wer sie einmal gewesen war — und wer sie nicht mehr war.

Sie nahm einen Stift und begann zu zeichnen.

Keine Logos, keine Aufträge, keine Vorgaben.

Nur Formen, die aus ihr herauskamen, ohne dass sie wusste, wohin sie führten.

Ein Kreis, der sich öffnete.

Eine Linie, die sich nicht entscheiden wollte, ob sie gerade oder gebogen sein sollte.

Ein Muster, das sie an die Teppiche ihrer Großmutter erinnerte — nicht in der Form, sondern im Gefühl.

Sie hielt inne.

Zum ersten Mal verstand sie, dass Gestaltung nicht nur etwas war, das man tat.

Es war etwas, das man fühlte.

Etwas, das man zuließ.

Sie dachte an ihre Eltern, an die Geschichten über die Berge, die sie nie gesehen hatte, an die Farben der Stoffe, die ihre Mutter früher trug.

Vielleicht, dachte sie, war Grafikdesign nicht der Bruch mit ihrer Herkunft, sondern eine Fortsetzung davon — nur in einer anderen Sprache.

45

Sie zeichnete weiter, und während die Linien sich über die Seite bewegten, merkte sie, dass sie nicht versuchte, etwas Perfektes zu schaffen.

Sie versuchte, etwas Wahres zu schaffen.

Und Wahrheit, wusste sie, war selten symmetrisch.

Als sie den Stift beiseitelegte, sah sie auf die Seite.

Es war kein fertiges Bild.

Aber es war ein Anfang.

Ein Anfang, der sich nicht nach Arbeit anfühlte, sondern nach Erkenntnis.

Sie lächelte leise.

Nicht, weil sie stolz war —

sondern weil sie sich zum ersten Mal seit Langem verstanden  
fühlte.

### Weg 2 – Teil 3: Farben, die sie fühlen kann

In den Tagen danach begann Lavin, Farben anders  
wahrzunehmen.

Nicht als dekorative Elemente, nicht als technische  
Entscheidungen —

sondern als Stimmungen, als Erinnerungen, als innere  
Bewegungen.

Sie saß an ihrem Schreibtisch, das Fenster geöffnet, die  
Geräusche der Stadt im Hintergrund. Auf dem Bildschirm lag  
ein neues Projekt: ein Plakatentwurf für eine kleine  
Ausstellung. Früher hätte sie sofort mit der Komposition  
begonnen, mit der Frage nach Balance, Typografie, Struktur.  
Doch heute blieb ihr Blick an den Farben hängen.

46

Ein warmes Ocker, das sie an die Decken ihrer Großmutter  
erinnerte.

Ein tiefes Blau, das sie an die Nächte in Frankfurt dachte,  
wenn die Stadt leiser wurde.

Ein zartes Rosa, das sie nie benutzt hatte, weil es ihr zu weich  
vorkam —

und das jetzt plötzlich eine Verletzlichkeit trug, die sie nicht  
mehr verstecken wollte.

Sie fuhr mit dem Finger über die Farbpalette, als würde sie  
etwas berühren, das nicht auf dem Bildschirm lag, sondern in

ihr.

Vielleicht, dachte sie, waren Farben nie nur Farben.  
Vielleicht waren sie Gefühle, die eine Form suchten.

Sie mischte Töne, die sie früher nie kombiniert hätte.  
Ein gebrochenes Gelb mit einem kühlen Grau.  
Ein warmes Rot mit einem fast unsichtbaren Grün.  
Farben, die sich widersprachen — und gerade deshalb  
miteinander sprachen.

Während sie arbeitete, merkte sie, dass sie nicht mehr  
versuchte, etwas „Schönes“ zu gestalten.  
Sie versuchte, etwas Echtes zu gestalten.  
Etwas, das nicht perfekt war, aber wahr.

Sie erinnerte sich an einen Satz, den ihre Mutter einmal  
gesagt hatte, als sie noch ein Kind war:

*„Farben lügen nicht.“*

Damals hatte sie nicht verstanden, was das bedeutete.  
Jetzt wusste sie es.

Farben zeigten, was man fühlte, bevor man es aussprechen  
konnte.

Sie verriet, was man suchte, bevor man es wusste.  
Sie öffneten Türen, die man jahrelang geschlossen hielt.

Lavin lehnte sich zurück und betrachtete den Bildschirm.  
Das Plakat war noch unfertig, aber es trug etwas, das sie  
lange nicht gespürt hatte:  
eine Ehrlichkeit, die nicht laut war, aber klar.

Sie spürte, wie sich etwas in ihr löste.  
Nicht ein Problem, nicht ein Zweifel —  
sondern eine alte Zurückhaltung, die sie nie hinterfragt hatte.

Vielleicht, dachte sie, war dieser Weg nicht nur ein beruflicher.

Vielleicht war er ein innerer.

Ein Weg, der sie lehrte, sich selbst in Farben zu sehen.

Und in diesem Moment wusste sie:

Sie war bereit, weiterzugehen.

Nicht, weil sie wusste, wohin —

sondern weil sie endlich fühlte, was sie suchte.

## Weg 2 – Teil 4: Kompositionen, die sie ordnen

In den folgenden Tagen begann Lavin, ihre Arbeit anders zu betrachten. Nicht mehr als Aufgabe, nicht mehr als etwas, das sie „gut“ machen musste — sondern als Spiegel.

48

Als eine Art, ihre innere Welt zu ordnen.

Sie saß an ihrem Schreibtisch, vor sich mehrere offene Dateien, Skizzen, Farbpaletten.

Früher hätte sie versucht, alles gleichzeitig zu lösen.

Jetzt ließ sie die Dinge liegen, betrachtete sie, ohne sie zu bewerten.

Sie merkte, dass Komposition nicht darin bestand, Elemente perfekt anzuordnen.

Komposition war ein Prozess des Weglassens.

Was bleibt?

Was trägt?

Was ist nur Lärm?

Sie zoomte in eine ihrer Arbeiten hinein — ein

Plakatentwurf, der ihr lange Kopfzerbrechen bereitet hatte.

Die Elemente waren alle da:  
Typografie, Bild, Farbe, Struktur.  
Und doch hatte etwas nie gestimmt.

Jetzt sah sie es.  
Es war nicht das Design, das unruhig war.  
Es war sie selbst gewesen.

Sie löschte ein Element.  
Dann noch eines.  
Die Fläche wurde leerer, aber klarer.  
Sie spürte, wie sich etwas in ihr entspannte, als würde sie  
innerlich Platz schaffen, während sie äußerlich entfernte.

Vielleicht, dachte sie, war Gestaltung immer ein Dialog  
zwischen dem, was man zeigt, und dem, was man weglässt. 49  
Zwischen dem, was man sagt, und dem, was man nicht mehr  
sagen muss.

Sie erinnerte sich an die Geschichten ihrer Mutter —  
wie sie als junges Mädchen in den Bergen gelernt hatte,  
Muster zu weben.  
Nicht, um etwas Schönes zu schaffen, sondern um Ordnung  
in das Chaos des Lebens zu bringen.  
„Jedes Muster hat eine Lücke“, hatte ihre Mutter einmal  
gesagt.  
„Und in dieser Lücke liegt die Wahrheit.“

Lavin verstand diesen Satz jetzt anders.  
Nicht als Handwerk.  
Sondern als Haltung.

Sie begann, ihre Komposition neu aufzubauen.  
Nicht, um sie perfekt zu machen —  
sondern um sie wahr zu machen.

Die Elemente fanden ihren Platz, nicht weil sie mussten,  
sondern weil sie durften.  
Die Farben sprachen miteinander, ohne sich zu übertönen.  
Die Typografie stand nicht im Vordergrund, sondern atmete  
mit dem Bild.

Als sie fertig war, lehnte sie sich zurück.  
Das Plakat war nicht spektakulär.  
Es war ruhig.  
Ehrlich.  
Klar.

Und in dieser Klarheit erkannte sie etwas, das sie  
überraschte:  
Sie ordnete nicht nur das Design.  
Sie ordnete sich selbst.

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern dieses Weges:  
nicht etwas zu gestalten, sondern sich zu gestalten.  
Nicht etwas zu ordnen, sondern sich zu ordnen.

Und während sie den Bildschirm betrachtete, wusste sie:  
Sie war bereit für den nächsten Schritt.  
Nicht, weil sie ihn verstand —  
sondern weil sie ihn fühlte.

## **Weg 2 – Teil 5: Perspektiven, die sie verschieben**

Lavin hatte nie darüber nachgedacht, wie sehr Perspektiven  
ihr Leben bestimmten.

Nicht nur im Design — dort war es offensichtlich —  
sondern in allem, was sie tat, fühlte, entschied.

An diesem Nachmittag saß sie im Museum für Moderne  
Kunst, einem Ort, den sie selten besuchte.

Nicht, weil sie Kunst nicht mochte,  
sondern weil sie sich oft fehl am Platz gefühlt hatte.  
Zu laut, zu fremd, zu sehr zwischen Welten.

Doch heute war es anders.

Sie ging langsam durch die Räume, betrachtete die Werke  
nicht als Antworten, sondern als Fragen.

Als Möglichkeiten, die Welt anders zu sehen.

Vor einem großen, fast leeren Bild blieb sie stehen.

Ein weißer Hintergrund, darauf nur ein dünner, schwarzer  
Strich, der sich leicht nach oben bog.

Früher hätte sie gedacht:

*Das ist doch nichts.*

Heute dachte sie:

*Das ist eine Entscheidung.*

Ein Strich, der sich weigert, gerade zu bleiben.

Ein Strich, der sich hebt, obwohl nichts ihn dazu zwingt.

Ein Strich, der sagt:

Ich könnte anders sein — und ich bin es.

Sie setzte sich auf eine Bank und betrachtete die Linie lange.

Sie dachte an ihr eigenes Leben.

An die Wege, die sie gegangen war, weil sie glaubte, sie  
gehen zu müssen.

An die Entscheidungen, die sie getroffen hatte, um  
niemanden zu enttäuschen.

An die Perspektiven, die sie übernommen hatte, ohne zu prüfen, ob sie zu ihr passten.

Vielleicht, dachte sie, war Perspektive nicht etwas, das man hatte.

Vielleicht war es etwas, das man wählte.

Sie stand auf und ging weiter.

In einem anderen Raum sah sie eine Installation aus Spiegeln.

Die Spiegel verzerrten ihr Bild, streckten es, stauchten es, ließen sie größer, kleiner, breiter, schmaler erscheinen.

Sie musste lächeln.

Wie oft hatte sie sich selbst in verzerrten Spiegeln gesehen?

In Erwartungen, die nicht ihre waren.

In Rollen, die sie nie gewählt hatte.

In Bildern, die andere von ihr hatten —

und die sie irgendwann übernommen hatte, weil sie keine eigenen hatte.

Sie trat näher an einen der Spiegel heran.

Ihr Gesicht war kaum zu erkennen, die Linien verschoben, die Konturen gebrochen.

Und doch wusste sie:

Das war sie.

Nur anders gesehen.

Vielleicht, dachte sie, ging es im Leben nicht darum, das perfekte Bild von sich zu finden.

Vielleicht ging es darum, zu erkennen, dass jedes Bild nur eine Perspektive war —

und dass sie die Freiheit hatte, eine andere zu wählen.

Als sie das Museum verließ, fühlte sie sich leichter.  
Nicht, weil sie Antworten gefunden hatte,  
sondern weil sie verstanden hatte, dass sie nicht alle  
Antworten brauchte.

Perspektiven konnten sich verschieben.  
Und sie durfte sich mit ihnen verschieben.

Es war kein Verlust.  
Es war Bewegung.  
Es war Gestaltung.

Und in dieser Bewegung spürte sie:  
Der zweite Weg war nicht nur ein beruflicher Pfad.  
Er war eine neue Art, sich selbst zu sehen.

53

## Weg 2 – Teil 6: Räume, die sie betritt

Lavin hatte sich nie viele Gedanken darüber gemacht, wie sehr Räume sie beeinflussten. Sie war durch Wohnungen, Büros, Cafés, Ateliers gegangen, ohne zu merken, dass jeder dieser Orte etwas in ihr veränderte. Doch seit sie bewusster gestaltete, begann sie auch bewusster zu sehen.

An diesem Nachmittag betrat sie das Studio einer kleinen Agentur, in der sie gelegentlich freie Projekte übernahm. Der Raum war hell, die Wände weiß, die Möbel schlicht. Nichts Besonderes — und doch fühlte sie sofort, dass dieser Raum anders war.

Vielleicht lag es an der Stille.  
Vielleicht an der Art, wie das Licht durch die großen Fenster

fiel.

Vielleicht daran, dass niemand sie beobachtete, niemand etwas von ihr wollte, niemand Erwartungen in sie hineinlegte.

Sie setzte sich an einen freien Tisch, öffnete ihr Tablet und sah sich um.

Die anderen Designer arbeiteten konzentriert, aber nicht verkrampft.

Es war ein Raum, in dem man atmen konnte.

Ein Raum, der nicht drängte, sondern einlud.

Sie dachte an die Räume ihrer Kindheit.

An die engen Wohnungen, in denen immer zu viele Menschen waren.

An die Wohnzimmer, in denen Teppiche lagen, die Geschichten erzählten.

An die Küchen, in denen ihre Mutter kochte und sang, während draußen die Stadt rauschte.

Diese Räume hatten sie geprägt, ohne dass sie es gemerkt hatte. Sie hatten ihr beigebracht, dass man sich manchmal klein machen musste, um Platz zu lassen.

Dass man sich anpassen musste, um nicht aufzufallen.

Dass man leise sein musste, um nicht zu stören.

Doch dieser Raum hier sagte etwas anderes.

Er sagte:

Du darfst Platz einnehmen.

Du darfst sichtbar sein.

Du darfst gestalten.

Sie öffnete ein neues Projekt — ein Branding für ein kleines Café, das eine moderne, aber warme Identität suchte.

Früher hätte sie sofort mit Moodboards begonnen, mit Farbpaletten, mit Typografie.  
Heute tat sie etwas anderes.

Sie stand auf und ging durch den Raum.  
Sie betrachtete die Schatten an den Wänden, die Linien der Möbel, die Texturen der Oberflächen.  
Sie ließ den Raum auf sich wirken, als wäre er ein Gesprächspartner.

Vielleicht, dachte sie, war Gestaltung nicht nur das, was man erschuf. Vielleicht war es auch das, was man zuließ.

Sie setzte sich wieder hin und begann zu arbeiten.  
Die Formen kamen leichter.  
Die Farben fanden sich fast von selbst.  
Die Komposition entstand nicht aus Regeln, sondern aus Gefühl.

55

Und während sie gestaltete, merkte sie, dass sie nicht nur einen Raum betrat —  
sie betrat sich selbst.

Einen Teil von sich, den sie lange ignoriert hatte.  
Einen Teil, der nicht leise sein wollte.  
Einen Teil, der nicht klein sein musste.  
Einen Teil, der gestalten wollte, weil er gestalten konnte.

Als sie den ersten Entwurf speicherte, fühlte sie eine Ruhe, die sie überraschte.  
Nicht, weil das Design perfekt war —  
sondern weil es ehrlich war.

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern dieses Weges:  
Räume zu betreten, die sie nicht kleiner machten,  
sondern größer.

Und in diesem Wissen war sie bereit, weiterzugehen.

## Weg 2 – Teil 7: Entscheidungen, die sie gestaltet

In den Wochen danach merkte Lavin, dass Entscheidungen  
nicht nur im Kopf getroffen werden.

Manchmal entstehen sie in den Händen.

In Linien, die man zieht.

In Farben, die man wählt.

In Räumen, die man betritt — oder verlässt.

56

Sie arbeitete an einem neuen Auftrag, einem visuellen  
Konzept für eine kleine Initiative, die Frauen mit  
Migrationsgeschichte in kreativen Berufen unterstützen  
wollte.

Ein Projekt, das sie früher vielleicht angenommen hätte, weil  
es „gut aussah“ im Portfolio.

Jetzt aber fühlte es sich anders an.

Näher.

Ehrlicher.

Wie ein Gespräch, das sie schon lange führen wollte, aber nie  
die Worte dafür gefunden hatte.

Sie öffnete die Datei und sah auf die leere Fläche.

Früher hätte sie sofort angefangen, Elemente zu platzieren.

Heute wartete sie.

Nicht aus Unsicherheit —  
sondern aus Respekt.

Eine leere Fläche war kein Mangel.  
Sie war ein Raum.  
Ein Raum, der fragte:  
*Was willst du wirklich sagen?*

Lavin dachte an die Frauen, die sie kannte.  
An ihre Mutter, die nie die Möglichkeit gehabt hatte, ihre  
Kreativität auszuleben.  
An ihre Cousinen, die zwischen Tradition und Moderne  
balancierten.  
An sich selbst —  
zwischen Frankfurt und Herkunft, zwischen Anpassung und  
Freiheit, zwischen Erwartungen und eigenen Linien.

Sie begann zu gestalten.  
Nicht schnell, nicht hektisch, sondern bewusst.  
Jede Entscheidung fühlte sich an wie ein Schritt.  
Ein Schritt, der nicht nur das Design formte, sondern auch sie  
selbst.

Ein kräftiges Rot — nicht aggressiv, sondern lebendig.  
Ein tiefes Grün — nicht folkloristisch, sondern erdend.  
Eine Typografie, die klar war, aber weich genug, um nicht zu  
dominieren.

Während sie arbeitete, merkte sie, dass sie nicht nur ein  
visuelles Konzept entwickelte.  
Sie entwickelte eine Haltung.

Entscheidungen mussten nicht perfekt sein.  
Sie mussten wahr sein.

Sie erinnerte sich an einen Moment aus ihrer Kindheit:  
wie sie mit ihrer Mutter Stoffe auswählte, ohne zu wissen,

dass sie damals schon gestaltete.  
Ihre Mutter hatte immer gesagt:  
„*Wähle, was dich ruhig macht.*“  
Damals hatte sie nicht verstanden, was das bedeutete.  
Jetzt wusste sie es.

Ruhig war nicht langweilig.  
Ruhig war klar.  
Ruhig war ehrlich.

Als sie den Entwurf betrachtete, spürte sie diese Ruhe.  
Nicht, weil alles fertig war —  
sondern weil alles stimmte.

Vielleicht, dachte sie, war das der Kern dieses Weges:  
nicht Entscheidungen zu treffen,  
sondern Entscheidungen zu gestalten.

58

Und während sie den Bildschirm schloss, wusste sie:  
Sie war bereit für den nächsten Teil dieses Weges.  
Nicht, weil sie ihn verstand —  
sondern weil sie ihn fühlte.

## Weg 2 – Teil 8: Die Stille nach dem Entwurf

Als Lavin an diesem Abend ihr Tablet ausschaltete, blieb sie noch eine Weile sitzen.  
Der Raum war dunkel geworden, nur das schwache Licht der Straßenlaternen fiel durch das Fenster.  
Sie hörte die Stadt — gedämpft, fern, aber vertraut.  
Und in dieser Geräuschkulisse spürte sie etwas, das sie in den

letzten Jahren selten gefühlt hatte:  
eine Stille, die nicht leer war.

Es war die Stille nach einem Entwurf, der nicht nur Arbeit  
gewesen war, sondern ein Gespräch mit sich selbst.

Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen.  
Die Linien, die sie gezeichnet hatte, schwebten noch in ihrem  
Inneren. Die Farben, die sie gewählt hatte, lagen wie  
Schichten über ihren Gedanken. Die Entscheidungen, die sie  
getroffen hatte, fühlten sich nicht wie Kompromisse an,  
sondern wie Schritte, die sie bewusst gegangen war.

Vielleicht, dachte sie, war Gestaltung nicht das Ergebnis.  
Vielleicht war es der Zustand danach.  
Der Moment, in dem man spürt, dass etwas in einem zur  
Ruhe gekommen ist.

59

Sie dachte an die Frauen in ihrer Familie.  
An ihre Mutter, die nie die Möglichkeit gehabt hatte, ihre  
Kreativität auszuleben.  
An ihre Tanten, die Muster webten, ohne zu wissen, dass sie  
Künstlerinnen waren.  
An ihre Großmutter, die Farben mischte, ohne je ein Atelier  
betreten zu haben.

Vielleicht, dachte sie, war Kreativität nicht etwas, das man  
lernte.  
Vielleicht war es etwas, das man erbt.  
Nicht als Technik —  
sondern als Haltung.

Sie öffnete die Augen und sah auf den Tisch.  
Zwischen den Stiften, Notizen und Skizzen lag ein kleiner

Zettel, den sie vor Wochen geschrieben hatte:  
„*Gestalten heißt sehen.*“

Damals hatte sie den Satz nicht verstanden.  
Jetzt wusste sie, was er bedeutete.

Gestalten hieß nicht, etwas zu erschaffen.  
Gestalten hieß, etwas zu erkennen.

In sich.

In der Welt.

In den Zwischenräumen.

Sie stand auf, ging zum Fenster und sah auf die Straße  
hinunter. Menschen liefen vorbei, Autos rauschten, ein  
Fahrrad klingelte.

Alles war in Bewegung —

und doch fühlte sie sich nicht mehr davon überrollt.

60

Sie fühlte sich Teil davon.

Nicht als Beobachterin, nicht als Fremde,  
sondern als jemand, der seinen Platz gefunden hatte —  
zumindest für diesen Moment.

Die Stille in ihr war kein Ende.

Sie war ein Übergang.

Ein Raum, der sich öffnete,

weil sie aufgehört hatte, sich selbst zu überhören.

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern dieses Weges:  
nicht zu gestalten, um etwas zu zeigen, sondern zu gestalten,  
um sich selbst zu hören. Und in dieser Stille wusste sie:  
Der Weg war noch nicht zu Ende. Aber er hatte eine  
Richtung.

Eine, die sie nicht verstand aber fühlte.

## Weg 2 – Teil 9: Der Weg, der sich öffnet

In den Tagen nach dem letzten Entwurf spürte Lavin eine Veränderung, die sie nicht sofort benennen konnte. Es war nichts Lautes, nichts Spektakuläres. Eher ein leises Aufgehen, ein inneres Verschieben, das sich wie ein neuer Raum anfühlte.

Sie ging durch die Straßen Frankfurts, und die Stadt wirkte anders.

Nicht, weil sie sich verändert hatte —  
sondern weil sie sie anders sah.

Die Farben der Fassaden, die Muster der Schatten, die Linien der Brücken über den Main —  
alles schien miteinander zu sprechen.  
Nicht in Worten, sondern in Formen.  
In Rhythmen.  
In Bewegungen.

Vielleicht, dachte sie, war das der Moment, in dem ein Weg sich öffnete:

nicht, wenn man ihn verstand,  
sondern wenn man ihn sah.

Sie blieb an einer Ampel stehen und beobachtete die Menschen um sich herum. Eine Frau, die mit einer Einkaufstasche hastig über die Straße lief. Ein Mann, der auf sein Handy starrte, als würde die Welt darin liegen. Ein Kind, das stehen blieb, um eine Taube zu beobachten.

Früher hätte sie diese Szenen übersehen.  
Jetzt wirkten sie wie kleine Kompositionen.  
Ungeplant, unperfekt —  
aber voller Bedeutung.

Sie dachte an ihre Arbeit.  
An die Linien, die sie gezogen hatte.  
An die Farben, die sie gewählt hatte.  
An die Entscheidungen, die sie getroffen hatte, ohne sich zu rechtfertigen.

Vielleicht, dachte sie, war Gestaltung nicht nur ein Beruf.  
Vielleicht war es eine Art, die Welt zu lesen.  
Und sich selbst darin zu erkennen.

Sie setzte ihren Weg fort, und mit jedem Schritt wurde ihr klarer, dass der zweite Weg nicht darin bestand, etwas Neues zu lernen. **62**  
Er bestand darin, etwas Altes abzulegen:  
die Angst, falsch zu sein.  
Die Angst, nicht genug zu sein.  
Die Angst, sichtbar zu werden.

Sie dachte an ihre Herkunft.  
An die Frauen in ihrer Familie, die ihre Kreativität in Mustern, Farben und Gesten ausgedrückt hatten, ohne je ein Atelier betreten zu haben.  
Vielleicht, dachte sie, war sie nicht die Erste, die gestaltete.  
Vielleicht war sie nur die Erste, die es aussprach.

Als sie an einer Kreuzung stehen blieb, spürte sie etwas, das sie überraschte:  
eine Richtung.

Nicht laut, nicht eindeutig —  
aber spürbar.

Es war kein Ziel.  
Es war eine Haltung.  
Eine innere Ausrichtung, die sagte:  
*Du darfst deinen eigenen Weg gestalten.*

Sie atmete tief ein.  
Nicht, um sich zu beruhigen —  
sondern um sich zu spüren.

## Weg 2 – Teil 10: Architektur der Sichtbarkeit

Es war spät, als Lavin an diesem Abend das Licht im Studio löschte. Die Stadt draußen war gedämpft, die Straßen glänzten vom Regen, und die Lichter der Autos zogen weiche Linien über den Asphalt.

Sie blieb einen Moment stehen, die Hand noch am Schalter, als würde sie prüfen, ob die Dunkelheit sie wirklich meinte.

In dieser Dunkelheit spürte sie etwas, das sie lange nicht zugelassen hatte:  
Sichtbarkeit.

Nicht die Sichtbarkeit, die man sich erkämpft.  
Nicht die, die man sich antrainiert.  
Sondern die, die entsteht, wenn man aufhört, sich zu verstecken.

Sie setzte sich an den großen Tisch in der Mitte des Raumes, legte die Hände auf die glatte Oberfläche und atmete tief ein.

Sie dachte an die Linien, die sie gezogen hatte.  
An die Farben, die sie gewählt hatte.  
An die Entscheidungen, die sie gestaltet hatte.  
Und sie merkte, dass all diese Dinge nicht nur berufliche  
Schritte gewesen waren —  
sie waren Schritte zu sich selbst.

Grafikdesign war nie nur Gestaltung gewesen.  
Es war ein Spiegel.  
Ein Raum, in dem sie sich selbst sehen konnte, ohne sich zu  
verlieren.  
Ein Ort, an dem sie entscheiden durfte, wie viel von ihr  
sichtbar wurde.

Sie stand auf und ging zum Fenster.  
Die Stadt lag vor ihr wie eine große, unruhige Komposition  
—  
unfertig, widersprüchlich, lebendig.  
Und zum ersten Mal fühlte sie sich nicht kleiner als diese  
Stadt.  
Sie fühlte sich Teil von ihr.

Nicht als jemand, der sich anpassen musste.  
Nicht als jemand, der sich erklären musste.  
Sondern als jemand, der gestalten durfte.

Dieser Ansatz war keiner der Perfektion gewesen. Er war ein  
Prozess der Wahrnehmung. Ein Prozess, der sie gelehrt hatte,  
dass Sichtbarkeit nicht bedeutet, laut zu sein — sondern  
ehrlich. Sie legte die Stirn leicht gegen das kühle Glas und  
schloss die Augen.  
In ihr war eine Ruhe, die nicht aus Erschöpfung kam,  
sondern aus Klarheit.

Sie wusste, dass es zu Ende ging.  
Nicht, weil sie alles verstanden hatte —  
sondern weil sie etwas verstanden hatte, das wichtiger war:

Sie durfte sichtbar sein. In ihren Linien. In ihren Farben.  
In ihren Entscheidungen. In ihrem Leben.

Als sie das Studio verließ, fühlte sie keinen Abschluss.  
Sie fühlte eine Öffnung.  
Eine Weite.  
Eine Möglichkeit.

## Weg 3 – Informatik

### Weg 3 - Teil 1: Das Leben in der Logik

Es begann an einem gewöhnlichen Nachmittag in Berlin, an einem jener Tage, die sich nicht ankündigen und doch später wie ein stiller Wendepunkt im Gedächtnis stehen. Lavin war mit zwei Freunden unterwegs gewesen, ziellos, wie es für ihre Wochenenden in Berlin typisch geworden war. Die Stadt war für sie kein Ort, sondern ein Zustand: ein Raum, in dem alles möglich schien, ohne dass etwas verlangt wurde. 65

Sie standen an der Gedächtniskirche, dort, wo die Menschenströme sich kreuzten, wo Touristen innehielten und Berliner weitergingen, und wo die Zeit sich manchmal wie ein dünner Faden anfühlte, der zwischen Vergangenheit und Gegenwart gespannt war.

Dort saß ein Mann auf einem kleinen Klappstuhl. Vor ihm ein Block, daneben ein Becher mit Stiften. Er zeichnete Karikaturen, schnell, sicher, mit einer Hand, die wusste, was sie tat. Lavin blieb stehen. Nicht aus Neugier, sondern aus einer Art innerer Resonanz, die sie nicht benennen konnte.

Sie betrachtete die Linien, die der Mann setzte. Sie waren präzise, aber nicht streng. Locker, aber nicht zufällig. Es war eine Art von Klarheit darin, die sie sofort verstand.

Sie fragte ihn, ohne lange zu überlegen, was er beruflich mache.

Er sah kurz auf, lächelte, als hätte er diese Frage schon oft gehört, und sagte:

„Ich bin Architekt. Ich komme aus Polen.“

„Oh“, sagte sie leise. „Kann ein Architekt so gut zeichnen?“  
Der Mann lächelte, ohne aufzusehen, und setzte noch eine Linie.

„Ja“, antwortete er, „wie du siehst.“

Sie mussten beide lachen, kurz, leicht, als hätten sie sich für einen Moment auf einer unsichtbaren Linie getroffen. „Ich überlege zu studieren“, sagte Lavin dann, fast mehr zu sich selbst als zu ihm. „Aber ich kann mich nicht entscheiden. Architektur, Grafikdesign, Informatik... alles zieht mich an, aber nichts fühlt sich eindeutig an.“

Diesmal legte er den Stift tatsächlich beiseite. Er sah sie an, prüfend, aber nicht von oben herab. „Studiere Informatik“, sagte er nach einem Moment. „Lern einen Beruf, der zeitgemäß ist.“

Sie runzelte leicht die Stirn.

„Und Kunst? Architektur?“

Er atmete aus, als würde er eine alte Antwort noch einmal hervorholen.

„Kunst ist schön“, sagte er. „Aber meistens brotlos. Du

brauchst viel Glück, viele Kontakte, viel Geduld. Und selbst dann...“ Er machte eine vage Handbewegung in die Luft, als würde er eine unsichere Linie zeichnen. „Es ist schwer, davon zu leben.“

„Und Architektur?“

Ein kurzes, trockenes Lächeln.

„Architektur ist sehr stressig. Es ist nicht einfach, Aufträge zu bekommen. Und wenn du keine eigenen Projekte hast, sitzt du in irgendeinem Büro und machst die Architektur der anderen. Du zeichnest, was sie wollen. Nicht, was du willst.“

Er schwieg einen Moment, als wolle er ihr Zeit lassen, das zu hören.

„Informatik gibt dir mehr Freiheit“, fügte er dann hinzu. „Du kannst überall arbeiten. Du kannst gut verdienen. Und wenn du willst, kannst du Kunst und Informatik verbinden. Grafik, Animation, Spiele, Visualisierungen... Die Welt braucht Leute, die beides können: sehen und denken.“

67

Das Wort „sehen“ blieb in ihr hängen.

„Aber ich habe Angst vor Zahlen“, sagte sie. „Vor Logik. Vor...“

Sie suchte nach einem Wort.

„Vor Systemen.“

Er schüttelte leicht den Kopf.

„Systeme sind auch nur Muster“, sagte er. „Du magst doch Linien, oder?“ Er deutete auf seine Zeichnung. „Informatik sind auch Linien. Unsichtbare. Du musst sie nur lernen zu lesen.“

Sie schwieg. Hinter ihr bewegte sich die Stadt weiter, Autos, Stimmen, Schritte, das ferne Rauschen der U-Bahn. Vor ihr ein Mann, ein Block, ein paar Stifte. Und dazwischen ein Satz, der sich in ihr festsetzte, ohne laut zu sein.

„Ich will nicht etwas studieren, das mich von mir wegbringt“, sagte sie schließlich. „Ich will nicht nur funktionieren.“

Er nickte langsam.

„Dann sorg dafür, dass du das Werkzeug beherrschst“, antwortete er. „Nicht umgekehrt. Informatik ist ein Werkzeug. Kein Käfig. Wenn du es kannst, kannst du entscheiden, was du damit machst. Kunst, Architektur, irgendwas dazwischen. Aber ohne Werkzeug bist du abhängig von denen, die es haben.“

68

Sie sah ihn an, länger als nötig.

„Und du?“, fragte sie. „Bist du zufrieden mit deiner Entscheidung?“

Er lachte leise, diesmal ohne Bitterkeit.

„Ich sitze hier und zeichne an der Gedächtniskirche“, sagte er. „Ich habe Architektur studiert, ich habe in Büros gearbeitet, ich habe Nächte durchgezeichnet für Projekte, die nie gebaut wurden. Jetzt zeichne ich Menschen, die in zehn Minuten weitergehen. Zufrieden? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, was ich dir sagen würde, wenn du mich fragst, was du tun sollst.“

Er nahm den Stift wieder in die Hand, als wäre das Gespräch damit nicht beendet, sondern nur in eine andere Form übergegangen.

„Studiere Informatik“, wiederholte er. „Und vergiss nicht zu zeichnen.“

Sie lächelte.

„Vielleicht“, sagte sie, „ist das genau das Problem. Ich will beides.“

„Dann mach beides“, antwortete er. „Aber fang mit dem an, das dir später Türen öffnet. Nicht mit dem, das sie schließt.“

Auf dem Rückweg sprachen ihre Freunde über andere Dinge, über Bars, über Musik, über Pläne für den Abend. Lavin hörte nur halb zu. In ihr arbeiteten Sätze nach, Bilder, die sich überlagerten: der Mann auf dem Klappstuhl, die klaren Linien seiner Zeichnungen, das Wort „Werkzeug“, das Wort „Muster“.

69

In der S-Bahn starrte sie aus dem Fenster. Die Stadt zog vorbei, Fassaden, Brücken, Graffiti. Alles wirkte plötzlich wie ein großes, bewegtes Diagramm, in dem sie selbst nur ein kleiner Knotenpunkt war.

Sie fragte sich, ob man sein Leben auch so lesen konnte: als Abfolge von Eingaben, Entscheidungen, Ausgaben. Eingabe: Berlin, Gedächtniskirche, ein polnischer Architekt, der Karikaturen zeichnet.

Verarbeitung: Zweifel, Fragen, ein Satz, der hängen bleibt. Ausgabe: eine Entscheidung, die noch keinen Namen hat, aber schon Form annimmt.

Am Abend, zurück in ihrem Zimmer, öffnete sie zum ersten Mal bewusst die Webseiten verschiedener Studiengänge. Architektur. Grafikdesign. Informatik.

Sie klickte sich durch Modulpläne, las Worte wie „Entwurf“, „Gestaltung“, „Algorithmen“, „Datenstrukturen“.

Bei Architektur spürte sie eine alte Faszination, aber auch ein leises Ziehen in Richtung Überforderung.

Bei Grafikdesign fühlte sie sich verstanden, aber nicht getragen. Bei Informatik spürte sie zuerst nur Fremdheit. Dann, nach ein paar Minuten, etwas anderes: eine Art nüchterne, klare Möglichkeit.

Sie stellte sich vor, wie es wäre, nicht nur Bilder zu sehen, sondern Systeme zu verstehen. Nicht nur Oberflächen zu gestalten, sondern Prozesse zu formen.

Vielleicht, dachte sie, war das der eigentliche Reiz: nicht weniger Kunst, sondern eine andere Art von Kunst. Eine, die im Unsichtbaren stattfand.

70

In den Wochen danach ließ sie den Gedanken nicht mehr los. Sie sprach kaum darüber, nicht einmal mit ihren Freunden. Stattdessen beobachtete sie sich selbst: wie sie auf Webseiten hängen blieb, wie sie Artikel über Programmierung las, ohne es jemandem zu sagen, wie sie YouTube-Videos über „Was macht man in der Informatik?“ anschaute und dabei das Gefühl hatte, heimlich in eine fremde Wohnung zu schauen.

Eines Abends, als der Bildschirm sie wieder mit seiner kühlen Helligkeit ansah, öffnete sie die Seite einer Hochschule, die Informatik anbot.

Sie las die Beschreibung des Studiengangs, langsam, Satz für Satz.

„Vermittlung grundlegender Kenntnisse in Programmierung,

Algorithmen, Datenbanken...“

Die Worte klangen trocken, aber nicht abweisend.

Sie dachte an den Mann an der Gedächtniskirche.

„Systeme sind auch nur Muster“, hatte er gesagt. „Du magst doch Linien.“

Sie atmete tief ein, legte die Hände auf die Tastatur und blieb einen Moment so sitzen, als müsste sie sich erst an den Gedanken gewöhnen, dass eine Entscheidung sich nicht immer wie ein Feuerwerk anfühlt. Manchmal ist sie nur ein ruhiger Klick.

Dann öffnete sie das Bewerbungsformular. Hier begann das, was bisher nur geahnt war.

Nicht in Berlin, nicht an der Gedächtniskirche, nicht im Gespräch mit einem fremden Architekten, sondern hier: **71** vor einem Bildschirm, in einem stillen Zimmer, mit einem Formular, das nach Daten fragte und ihr doch etwas anderes abverlangte die Bereitschaft, ein neues Muster zu betreten.

Wie dieser Weg sich anfühlen würde, wusste sie noch nicht.

Aber als sie auf „Weiter“ klickte, spürte sie, dass etwas in ihr sich nicht mehr zurückziehen würde.

Es war kein lauter Aufbruch. Eher ein inneres, sachliches Einrasten.

### **Weg 3 – Teil 2: Logiken, die sie beruhigen**

In den Tagen nach ihrem ersten kleinen Codeversuch kehrte Lavin immer wieder an denselben Ort zurück:

den stillen Tisch in der Bibliothek, an dem sie zum ersten

Mal gespürt hatte,  
dass Informatik nicht kalt war —  
sondern klar.

Sie öffnete ihren Laptop, und die vertraute Leere des Editors  
begrüßte sie.

Ein blinkender Cursor.  
Ein Anfang, der nichts verlangte,  
aber alles erlaubte.

Sie tippte langsam.  
Nicht aus Unsicherheit,  
sondern aus Respekt vor der Präzision,  
die diese Welt verlangte.

Ein Befehl.  
Eine Klammer.  
Ein Gedanke, der Form annahm.

72

Sie merkte, wie sehr sie diese Klarheit beruhigte.  
In einer Welt, in der so vieles unberechenbar war —  
Herkunft, Erwartungen, Identität,  
die ständigen Fragen, die sie begleiteten —  
gab es hier etwas, das verlässlich war.

Wenn sie etwas falsch schrieb,  
zeigte der Code es ihr.  
Nicht vorwurfsvoll,  
nicht verletzend,  
sondern sachlich.

Ein Fehler war kein Urteil.  
Er war ein Hinweis.

Vielleicht, dachte sie, war das der Grund, warum sie sich hier sicher fühlte.

In dieser Welt musste sie sich nicht erklären.

Sie musste nur verstehen.

Sie erinnerte sich an die Geschichten ihres Vaters, der ihr als Kind beigebracht hatte, dass jedes Problem eine Struktur hat — auch wenn man sie nicht sofort sieht.

„Wenn du die Struktur findest,“ hatte er gesagt, „findest du auch den Weg.“

Damals hatte sie nicht verstanden, dass er nicht über Mathematik sprach, sondern über das Leben.

Jetzt, während sie die ersten kleinen Programme schrieb, spürte sie, wie sich etwas in ihr ordnete.

Nicht laut,  
nicht sichtbar,  
aber eindeutig.

Sie begann, Muster zu erkennen:  
Warum eine Schleife funktionierte.  
Warum eine Bedingung falsch war.  
Warum ein Fehler auftauchte,  
obwohl sie sicher war, alles richtig gemacht zu haben.

Und jedes Mal, wenn sie den Fehler fand, fühlte sie eine kleine, stille Freude.  
Nicht, weil sie „gut“ war —  
sondern weil sie lernte,

dass Klarheit nicht geschenkt wird.  
Man erarbeitet sie.

Sie lehnte sich zurück,  
sah auf die Zeilen, die sie geschrieben hatte,  
und spürte etwas, das sie überraschte:

Logik war nicht das Gegenteil von Gefühl.  
Logik war ein Weg,  
Gefühle zu ordnen.

Vielleicht, dachte sie,  
war Informatik nicht nur ein Studium.  
Vielleicht war es eine Haltung.  
Eine Art, die Welt zu betrachten,  
ohne sich von ihr überwältigen zu lassen.

Und in dieser Haltung spürte sie:  
Er war offen.

### Weg 3 – Teil 3: Systeme, die sie durchschaut

Je tiefer Lavin in die Welt der Informatik eintauchte, desto mehr merkte sie, dass diese Welt nicht aus Kälte bestand, wie sie immer geglaubt hatte.  
Sie bestand aus Beziehungen.  
Aus Abhängigkeiten.  
Aus unsichtbaren Fäden, die sich zu etwas Größerem verbanden.

An diesem Nachmittag saß sie in einem kleinen Seminarraum der Hochschule. Vor ihr stand ein Dozent, der über Datenstrukturen sprach — Listen, Bäume, Graphen.

Begriffe, die für viele abstrakt klangen,  
für sie aber plötzlich eine unerwartete Vertrautheit hatten.

Ein Baum, erklärte der Dozent, sei nicht nur ein Diagramm.  
Er sei eine Entscheidung.  
Ein Weg, der sich verzweigt.  
Ein System, das Ordnung schafft, wo Chaos droht.

Lavin sah auf die Skizze an der Tafel und musste lächeln.  
Es erinnerte sie an die Stammbäume, die ihre Familie früher  
zeichnete, wenn sie erklären wollten, wer zu wem gehörte,  
wer wessen Kind war, wer wessen Geschichte trug.

Vielleicht, dachte sie, waren Datenstrukturen nichts anderes  
als moderne Formen alter Traditionen.  
Versuche, die Welt zu verstehen,  
indem man sie in Muster legte.

75

Sie öffnete ihr Notebook und begann, die Beispiele  
mitzuschreiben. Nicht mechanisch, sondern mit einer  
wachsenden Neugier darauf, wie diese Systeme  
funktionierten.

Warum eine Liste schneller war als eine Suche.  
Warum ein Baum effizienter war als ein Chaos aus Daten.  
Warum ein Graph Verbindungen sichtbar machte,  
die man sonst übersehen hätte.

Und während sie schrieb, merkte sie,  
dass sie nicht nur lernte, wie Informatik funktionierte.  
Sie lernte, wie sie selbst funktionierte.

Sie dachte an ihr Leben:  
an die Entscheidungen, die sie getroffen hatte,  
an die Menschen, die sie geprägt hatten.

Vielleicht, dachte sie, war auch ihr Leben ein System.  
Nicht linear,  
nicht perfekt,  
aber strukturiert —  
wenn man den Mut hatte, die Struktur zu sehen.

Der Dozent sprach weiter über Algorithmen,  
über Effizienz,  
über Wege, die schneller zum Ziel führten.  
Doch Lavin blieb an einem Satz hängen:

„Ein System ist nur so klar wie der Blick, mit dem man es  
betrachtet.“

76

Sie schrieb ihn in ihr Notizbuch.  
Nicht, weil er wichtig klang,  
sondern weil er wahr war.

Vielleicht, dachte sie, war das der Kern dieses Weges:  
nicht Systeme zu beherrschen,  
sondern sich selbst in ihnen zu erkennen.

Als die Stunde endete, blieb sie noch einen Moment sitzen.  
Der Raum war leer, die Tafel halb verwischt, der Geruch von  
Kreide lag in der Luft. Sie sah auf ihre Notizen und spürte  
eine Ruhe, die sie überraschte. Nicht, weil sie alles  
verstanden hatte — sondern weil sie verstand, dass sie  
verstehen konnte.

## Weg 3 – Teil 4: Fehler, die sie verstehen

Je weiter Lavin in die Welt der Informatik eintauchte, desto mehr merkte sie, dass Fehler nicht das Ende waren - sondern der Anfang.

An diesem Abend saß sie in ihrem Zimmer, der Laptop vor ihr, der Bildschirm hell im Dunkel. Sie arbeitete an einer kleinen Übung, einer simplen Funktion, die eigentlich funktionieren sollte.

Doch sie tat es nicht.

Der Fehler war hartnäckig.

Eine Zeile, die sich weigerte, das zu tun, was sie wollte.

Ein Programm, das sich sperrte, als hätte es einen eigenen Willen. Früher hätte sie frustriert aufgegeben. Heute blieb sie sitzen. Sie starrte auf die Fehlermeldung.

Rote Schrift.

Ein Hinweis, kein Urteil.

Vielleicht, dachte sie, war das der größte Unterschied zwischen dieser Welt und der, aus der sie kam:

Hier bedeutete ein Fehler nicht, dass man gescheitert war.

Hier bedeutete ein Fehler, dass man etwas übersehen hatte — und dass man es finden konnte.

Sie begann, die Zeilen durchzugehen.

Langsam.

Geduldig.

Wie jemand, der einen Faden entwirrt, ohne ihn zu zerreißen.

Ein fehlendes Zeichen.  
Eine Klammer zu viel.  
Ein Gedanke, der nicht sauber zu Ende geführt war.

Als sie den Fehler fand, musste sie leise lachen.  
Nicht über sich — sondern über die Erkenntnis, wie klein die  
Ursache gewesen war und wie groß die Wirkung.

Sie korrigierte die Zeile, führte das Programm erneut aus  
und sah, wie es funktionierte.

Ein einfacher Erfolg.  
Aber ein echter.

Sie lehnte sich zurück und spürte etwas, das sie überraschte:  
eine Ruhe, die nicht aus Perfektion kam,  
sondern aus Verständnis.

78

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern dieses Weges:  
nicht fehlerfrei zu werden,  
sondern furchtlos.

Sie dachte an ihr Leben.  
An die Entscheidungen, die sie bereut hatte.

An die Momente, in denen sie sich selbst verurteilt hatte,  
weil sie glaubte, falsch zu sein.

Vielleicht, dachte sie, waren diese Fehler nie Fehler gewesen.  
Vielleicht waren sie Hinweise.  
Rote Schrift in ihrem eigenen Leben,  
die sagte:  
*Schau genauer hin.*

Sie sah wieder auf den Bildschirm.  
Der Cursor blinkte ruhig.  
Geduldig.  
Einladend.

Fehler waren keine Mauern.  
Sie waren Türen.

Und in diesem Moment wusste sie:  
Dies war mehr als Logik.  
Es war Vergebung.  
Klarheit.  
Innere Freiheit.  
Sie war bereit, weiterzugehen. Nicht, weil sie alles verstand  
— sondern weil sie verstand, dass sie lernen konnte.

79

### Weg 3 – Teil 5: Strukturen, die sie tragen

In den folgenden Wochen begann Lavin zu spüren, dass Informatik nicht nur aus Code bestand.  
Sie bestand aus Strukturen.  
Aus unsichtbaren Gerüsten, die alles zusammenhielten — wie die tragenden Balken eines Hauses, die man nicht sieht, aber ohne die alles einstürzen würde.

Sie saß in einem ruhigen Raum der Hochschule, vor sich ein Blatt Papier, auf dem sie versuchte, ein Problem zu skizzieren.  
Nicht am Computer.  
Nicht im Editor.  
Nur mit einem Stift.

Ein einfaches Diagramm.  
Ein paar Pfeile.  
Ein paar Knoten.  
Ein System, das sich langsam formte.

Sie merkte, wie sehr sie diese Klarheit beruhigte.  
Nicht, weil sie alles verstand,  
sondern weil sie verstand, dass alles eine Struktur hatte —  
auch wenn sie sie erst suchen musste.

Vielleicht, dachte sie, war das der Grund, warum sie sich in  
dieser Welt sicher fühlte.  
Hier gab es keine Erwartungen, die sie erfüllen musste.  
Keine Rollen, die sie spielen sollte.  
Keine Stimmen, die sagten, wer sie zu sein hatte.

Hier gab es nur das Problem.  
Und den Weg, es zu lösen.

Sie dachte an ihre Herkunft.  
An die Geschichten ihrer Familie,  
die oft chaotisch wirkten,  
aber immer eine innere Ordnung hatten,  
die man erst erkannte, wenn man lange genug zuhörte.

Vielleicht, dachte sie, war auch das eine Form von  
Informatik.  
Eine menschliche.  
Eine, die nicht in Code geschrieben war,  
sondern in Erinnerungen.

Sie zeichnete weiter.  
Ein Pfeil nach links.  
Ein Knoten nach oben.

Ein Weg, der sich verzweigte,  
aber nicht verlor.

Und während sie zeichnete, merkte sie, dass sie nicht nur das  
Problem ordnete.

Sie ordnete sich selbst.

Sie erinnerte sich an einen Satz, den ihr Vater einmal gesagt  
hatte, als sie noch ein Kind war:

*„Wenn du weißt, was dich trägt, kannst du gehen, wohin du  
willst.“*

Damals hatte sie nicht verstanden,  
dass er nicht über Wege sprach,  
sondern über Strukturen.

Jetzt, während sie die Linien auf dem Papier betrachtete,  
wusste sie, was er gemeint hatte.

81

Strukturen waren nicht Einschränkungen.

Sie waren Halt.

Sie waren Orientierung.

Sie waren Freiheit.

Sie legte den Stift beiseite und sah auf ihre Skizze.

Sie war nicht perfekt.

Aber sie war klar.

Und in dieser Klarheit spürte sie etwas,  
das sie seit Langem suchte:  
eine innere Stabilität,  
die nicht von außen kam,  
sondern aus ihr selbst.

Vielleicht, dachte sie,  
nicht Systeme zu bauen,  
sondern Systeme zu finden,  
die einen tragen.

Und in diesem Wissen war sie bereit, weiterzugehen.

### Weg 3 – Teil 6: Abstraktionen, die sie befreien

Je länger Lavin sich mit Informatik beschäftigte, desto mehr merkte sie, dass diese Welt nicht nur aus konkreten Befehlen bestand.

Sie bestand aus Abstraktionen.

Aus Ideen, die größer waren als jede einzelne Zeile Code.

Aus Konzepten, die nicht sichtbar waren, aber alles formten.

82

An diesem Nachmittag saß sie in einem ruhigen Arbeitsraum der Hochschule.

Vor ihr lag ein Kapitel über objektorientiertes Denken.

Klassen.

Methoden.

Vererbung.

Begriffe, die für viele trocken klangen,  
für sie aber eine unerwartete Weite öffneten.

Eine Klasse, las sie, sei ein Bauplan.

Ein Entwurf.

Eine Idee, die erst durch ihre Instanzen lebendig wird.

Sie musste lächeln.

Es erinnerte sie an die Geschichten ihrer Familie.

An die Traditionen, die weitergegeben wurden,

nicht als starre Regeln,  
sondern als Formen, die jede Generation neu interpretierte.

Vielleicht, dachte sie, war Abstraktion nichts anderes als  
Freiheit.

Die Freiheit, das Wesentliche zu erkennen  
und das Unwesentliche loszulassen.

Sie öffnete ihren Laptop und begann, ein kleines Beispiel zu  
programmieren.

Eine Klasse „Mensch“.

Eigenschaften.

Funktionen.

Ein System, das sich langsam formte.

Während sie schrieb, merkte sie,  
dass sie nicht nur Code entwarf.

Sie entwarf eine Idee.

Eine Struktur, die größer war als die einzelnen Zeilen.

Vielleicht, dachte sie, war das der Grund, warum sie sich in  
dieser Welt so wohl fühlte.

Hier musste sie nicht alles gleichzeitig verstehen.

Hier durfte sie abstrahieren.

Reduzieren.

Verdichten.

Sie dachte an ihr eigenes Leben.

An die vielen Rollen, die sie getragen hatte:

Tochter.

Studentin.

Fremde.

Freundin.

Suchende.

Vielleicht, dachte sie, war auch sie eine Abstraktion.  
Nicht im Sinne von Unschärfe, sondern im Sinne von  
Möglichkeit.

Sie war nicht nur eine Rolle. Nicht nur eine Herkunft.  
Nicht nur ein Weg. Sie war ein Entwurf,  
der sich mit jeder Entscheidung neu formte.

Sie lehnte sich zurück und betrachtete den Code.  
Er war schlicht. Unaufgeregt. Aber klar.

Und in dieser Klarheit spürte sie etwas,  
das sie seit Langem suchte:  
eine innere Weite,  
die nicht von außen kam,  
sondern aus ihrem Denken.

Vielleicht, dachte sie,  
war das der wahre Kern dieses Weges:  
nicht die Welt zu verstehen,  
sondern sich selbst in ihr.

Und in diesem Wissen war sie bereit, weiterzugehen.

84

### **Weg 3 – Teil 7: Komplexitäten, die sie nicht mehr fürchten**

Je weiter Lavin in die Informatik eintauchte, desto mehr  
merkte sie, dass Komplexität nichts Bedrohliches war.  
Früher hatte sie geglaubt, dass komplizierte Dinge nur für  
Menschen bestimmt waren, die von Natur aus „klug genug“  
waren.

Doch jetzt, während sie an einem kleinen Projekt arbeitete,  
spürte sie etwas anderes: Komplexität war kein Hindernis.  
Sie war ein Raum.

Ein Raum, den man betreten konnte,  
wenn man bereit war, langsam zu gehen.

Sie saß in einem stillen Arbeitsraum, der Laptop vor ihr,  
und versuchte, ein Problem zu lösen, das sie seit Tagen  
beschäftigte.

Ein Algorithmus, der nicht effizient genug war.

Ein Weg, der zu lange dauerte.

Ein System, das sich weigerte, sich zu ordnen.

Früher hätte sie sich davon einschüchtern lassen.

Heute blieb sie ruhig.

Sie begann, das Problem zu zerlegen.

Nicht alles auf einmal.

Nur ein Teil.

Dann noch ein Teil.

Wie jemand, der einen Knoten löst,  
nicht durch Kraft,  
sondern durch Geduld.

Sie zeichnete das Problem auf Papier.

Ein Diagramm.

Ein paar Pfeile.

Ein paar Entscheidungen.

Und plötzlich sah sie etwas, das sie vorher übersehen hatte:  
eine Abkürzung.

Eine Möglichkeit.

Eine Struktur, die sich öffnete,  
weil sie aufgehört hatte, sie zu fürchten.

Vielleicht, dachte sie, war Komplexität nicht das Gegenteil von Klarheit.

Vielleicht war Komplexität der Weg zur Klarheit.

Sie dachte an ihr eigenes Leben.

An die vielen Schichten,  
die vielen Rollen,  
die vielen Erwartungen,  
die sie getragen hatte.

Wie oft hatte sie geglaubt, dass sie „zu kompliziert“ sei.  
Dass ihre Herkunft, ihre Fragen, ihre Unsicherheiten  
sie schwerer machten als andere.

Doch jetzt, während sie den Algorithmus neu schrieb,  
merkte sie etwas, das sie überraschte:

Komplexität war kein Fehler.  
Komplexität war Tiefe.

Sie führte das Programm aus.  
Es lief schneller.  
Sauberer.  
Klarer.

Sie lehnte sich zurück und spürte eine Ruhe,  
die nicht aus Einfachheit kam,  
sondern aus Verständnis.  
Vielleicht, dachte sie,  
war das der wahre Kern dieses Weges:  
nicht Komplexität zu vermeiden,  
sondern sie zu durchdringen.  
Nicht, um sie zu beherrschen,  
sondern um sich in ihr zu finden.

Sie sah auf den Bildschirm,  
auf die Zeilen, die sie geschrieben hatte,  
und wusste:  
Nicht Vereinfachung,  
sondern Tiefe.  
Etwas, das sie wachsen ließ.

Und sie war bereit, weiterzugehen.

### Weg 3 – Teil 8: Klarheiten, die sie formuliert

In den folgenden Tagen merkte Lavin, dass etwas in ihr ruhiger geworden war.  
Nicht, weil sie plötzlich alles verstand —  
sondern weil sie verstand, wie sie denken musste.

87

Sie saß in einem kleinen Café nahe des Campus, ihr Laptop geöffnet, und arbeitete an einer Aufgabe, die sie früher überfordert hätte: ein kleines Programm, das mehrere Teile miteinander verband.  
Ein System, das nicht linear war.  
Ein Denken, das nicht nur Schritt für Schritt funktionierte, sondern in Ebenen.

Früher hätte sie versucht, alles gleichzeitig zu lösen.  
Heute begann sie mit einer Frage:  
*Was ist der Kern?*

Sie schrieb eine Funktion.  
Dann eine zweite.  
Dann eine dritte.  
Jede klar.

Jede begrenzt.  
Jede mit einer Aufgabe, die sie verstand.

Und plötzlich sah sie, wie sich die Teile verbanden.  
Nicht chaotisch,  
sondern wie ein Gespräch,  
in dem jeder Satz wusste, wohin er gehörte.

Vielleicht, dachte sie, war das die wahre Schönheit der  
Informatik:  
Sie zwang einen nicht, alles zu wissen.  
Sie zwang einen nur, klar zu denken.

Sie lehnte sich zurück und sah auf die Zeilen, die sie  
geschrieben hatte.  
Sie wirkten schlicht.  
Fast unscheinbar.  
Doch in ihrer Schlichtheit lag eine Wahrheit,  
die sie in anderen Bereichen ihres Lebens oft vermisst hatte:

Klarheit war eine Entscheidung.

Sie dachte an die vielen Situationen,  
in denen sie sich verloren hatte,  
weil sie zu viel gleichzeitig wollte.  
Zu viele Erwartungen.  
Zu viele Stimmen.  
Zu viele Wege.

Vielleicht, dachte sie, war ihr Leben wie dieses Programm:  
zu viele Funktionen,  
die zu viel wollten,  
ohne klar zu wissen,  
wohin sie gehörten.

Sie begann, Notizen zu machen.  
Nicht über Code —  
sondern über sich.

Was gehört wohin.  
Was trägt.  
Was überfordert.  
Was sie loslassen konnte.  
Was sie behalten wollte.

Es war kein Tagebuch.  
Es war eine Struktur.  
Eine Art, sich selbst zu formulieren.

Sie merkte, wie sehr sie diese Klarheit beruhigte.  
Nicht, weil sie Antworten fand,  
sondern weil sie Fragen ordnete.

Vielleicht, dachte sie, lag der Kern darin:  
nicht die Welt zu verstehen,  
sondern die eigene Denkweise zu klären.

Sie schloss den Laptop,  
nahm einen Schluck ihres inzwischen kalten Kaffees  
und spürte eine Ruhe,  
die nicht aus Einfachheit kam,  
sondern aus Präzision.

Und sie war bereit, weiterzugehen.

## Weg 3 – Teil 9: Denkweisen, die sie verändern

In den Wochen danach merkte Lavin, dass sich etwas Grundlegendes in ihr verschoben hatte.

Nicht laut.

Nicht sichtbar.

Aber tief.

Sie saß an einem langen Holztisch in der Bibliothek, der Laptop geöffnet,  
und arbeitete an einem Projekt, das sie früher für unmöglich gehalten hätte:  
ein kleines System, das Daten verarbeitete, Entscheidungen traf,  
und auf Eingaben reagierte, die sie selbst definierte.

90

Früher hätte sie geglaubt, dass solche Aufgaben nur für Menschen bestimmt waren,  
die „von Natur aus logisch“ waren.  
Doch jetzt, während sie die Struktur ihres Programms betrachtete,  
spürte sie etwas anderes:

Logik war keine Begabung.

Logik war eine Haltung.

Sie sah auf die Funktionen, die sie geschrieben hatte.

Jede klar.

Jede begrenzt.

Jede mit einer Aufgabe, die sie verstand.

Und plötzlich erkannte sie etwas, das sie überraschte:  
Ihr Denken hatte sich verändert.

Nicht, weil sie Informatik studierte —  
sondern weil Informatik sie lehrte, anders zu denken.

Sie dachte in Schichten.  
In Abhängigkeiten.  
In Möglichkeiten.  
In Linien, die sich verzweigten,  
aber nicht verloren.

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern dessen:  
nicht Systeme zu bauen, sondern Denkweisen zu entwickeln.

Sie erinnerte sich an die vielen Momente ihres Lebens,  
in denen sie sich überfordert gefühlt hatte,  
weil alles gleichzeitig auf sie einwirkte.  
Erwartungen.  
Herkunft.  
Unsicherheiten.  
Zukunftsfragen.

Doch jetzt, während sie die Struktur ihres Codes betrachtete,  
merkte sie, dass sie gelernt hatte,  
diese Dinge zu ordnen.

Nicht zu vereinfachen —  
sondern zu strukturieren.

Sie dachte an ihre Mutter,  
die immer gesagt hatte:

*„Wenn du weißt, wo du anfangen musst, findest du auch das  
Ende.“*

Damals hatte sie geglaubt,  
dass es ein Trostspruch war.  
Jetzt wusste sie,  
dass es eine Denkweise war.

Sie führte das Programm aus.  
Es funktionierte.  
Nicht perfekt.  
Aber klar.

Und in dieser Klarheit spürte sie etwas,  
das sie seit Langem suchte:  
eine innere Richtung,  
die nicht von außen kam,  
sondern aus ihrem Denken.

Vielleicht, dachte sie,  
war Informatik nicht nur ein Studium.  
Vielleicht war es ein Werkzeug,  
um sich selbst zu verstehen.

Sie schloss den Laptop,  
atmete tief ein  
und wusste:

Er war keine Frage der Technik.  
Er war ein Prozess der Transformation.  
Etwas, das sie nicht einfach veränderte,  
sondern ihr zeigte,  
wie sie sich selbst verändern konnte.

Und sie war bereit, weiterzugehen.

## Weg 3 – Teil 10: Die Architektur ihres Denkens

Es war spät, als Lavin an diesem Abend den Laptop schloss.  
Der Bildschirm wurde dunkel, und für einen Moment sah sie  
ihr eigenes Spiegelbild darin —  
ruhig, konzentriert, klarer als früher.

Sie blieb sitzen, die Hände noch auf der Tastatur,  
als würde sie prüfen, ob die Stille sie wirklich meinte.

In dieser Stille spürte sie etwas, das sie überraschte:  
eine innere Ordnung.

Nicht die Ordnung eines perfekten Systems,  
nicht die Ordnung eines fehlerfreien Codes,  
sondern die Ordnung eines Denkens,  
das sich selbst verstanden hatte.

Sie dachte an die vielen Stunden,  
in denen sie vor Problemen gesessen hatte,  
die unlösbar wirkten.  
An die Fehler, die sie frustriert hatten.  
An die Komplexitäten, die sie eingeschüchtert hatten.

Und sie merkte, dass all diese Dinge sie nicht kleiner  
gemacht hatten.  
Sie hatten sie größer gemacht.

Vielleicht, dachte sie, war das der wahre Kern der Informatik:  
nicht Systeme zu bauen,  
sondern sich selbst zu bauen.

Sie stand auf und ging zum Fenster.  
Die Stadt lag vor ihr wie ein riesiges Netzwerk —  
Lichter, Straßen, Bewegungen,  
alles miteinander verbunden,  
alles Teil eines Systems,  
das niemand vollständig verstand  
und das doch funktionierte.

Sie sah auf die Menschen unten,  
auf die Autos, die sich durch die Straßen bewegten,  
auf die Lichter, die sich im Asphalt spiegelten,  
und sie spürte etwas, das sie lange nicht gefühlt hatte:

Sie war nicht außerhalb dieses Systems.  
Sie war Teil davon.

Nicht als jemand, der sich anpassen musste.  
Nicht als jemand, der sich erklären musste.  
Sondern als jemand, der verstand,  
wie Dinge zusammenhängen.

Sie dachte an ihre Herkunft.  
An die Geschichten ihrer Familie.  
An die Muster, die sie geprägt hatten.

Vielleicht, dachte sie, war ihr Leben selbst ein Algorithmus.  
Nicht linear,  
nicht perfekt,  
aber voller Entscheidungen,  
die sie dorthin geführt hatten,  
wo sie jetzt stand.

Sie legte die Stirn leicht gegen das Glas  
und schloss die Augen.

In ihr war eine Ruhe,  
die nicht aus Einfachheit kam,  
sondern aus Struktur.

Sie wusste, dass dieser Abschnitt zu Ende ging.  
Nicht, weil sie alles verstanden hatte —  
sondern weil sie etwas verstanden hatte,  
das wichtiger war:

Sie konnte denken.  
Sie konnte ordnen.  
Sie konnte gestalten —  
nicht nur mit Farben,  
nicht nur mit Worten,  
sondern mit Logik.

Das, was sie gelernt hatte, machte sie nicht technischer.  
Es machte sie freier...  
Als sie das Licht löschte und den Raum verließ,  
fühlte sie keinen Abschluss.  
Sie fühlte eine Grundlage.  
Ein Fundament.  
Eine Architektur ihres Denkens,  
auf der sie alles errichten konnte,  
was noch entstehen würde.

Das Vergangene lag hinter ihr.  
Das Kommende stand schon bereit.  
Nicht als Hürde,  
nicht als Test,  
sondern als nächste Gestalt,

die sich ihr öffnen würde.

Und sie war bereit, sie zu betreten.

## Epilog

Lavin erinnerte sich an den Moment, an dem alles begonnen hatte. Damals war sie jung gewesen, entschlossen, neugierig, vielleicht auch ein wenig trotzig. Sie hatte Architektur gewählt, ohne zu wissen, was diese Entscheidung mit ihr machen würde. Sie hatte geglaubt, es sei einfach ein Beruf. Ein Studium. Ein Anfang wie jeder andere.

Doch aus dieser Wahl war ein Leben entstanden. Ein Leben mit langen Nächten, mit Modellen, mit Plänen, mit Verantwortung, mit Erschöpfung. Ein Leben, das sie geprägt hatte, manchmal bis an die Grenze. Und irgendwann darüber hinaus.

Später, viel später, verstand sie, dass es nicht die beste oder schlechteste Entscheidung gewesen war. Es war einfach die Entscheidung, die sie getroffen hatte. Und sie hatte sie getragen, so gut sie konnte.

Aber manchmal, wenn sie allein war, stellte sie sich vor, wie alles anders hätte beginnen können.

Da war die Lavin, die an jenem Tag nicht in den Architekturhörsaal gegangen wäre, sondern in das Atelier des polnischen Künstlers. Die Lavin, die Grafikdesign gewählt hätte — eine von über 328 möglichen Berufswegen in Deutschland, die ihr offenstanden. Eine Lavin, die gelernt hätte, mit Linien und Farben zu sprechen, statt mit Beton und Statik. Eine Lavin,

die vielleicht leichter gelebt hätte, vielleicht schwerer, vielleicht gesünder, vielleicht verletzlicher. Niemand konnte es wissen.

Und dann gab es die Lavin, die Informatik gewählt hätte. Die sich in Algorithmen vertieft hätte, in Systeme, in Logik. Eine Lavin, deren Alltag anders gewesen wäre, deren Körper vielleicht weniger gelitten hätte. Eine Lavin, die in einer Welt aus Strukturen und Möglichkeiten gelebt hätte, statt in einer Welt aus Baustellen und Deadlines.

Drei Entscheidungen. Drei Anfänge. Drei Leben, die alle möglich gewesen wären.

Aber nur eines war wirklich geworden.

Lavin dachte lange darüber nach, ob das Schicksal war. Ob irgendeine unsichtbare Kraft sie dorthin geführt hatte, wo sie schließlich stand. Doch je älter sie wurde, desto weniger glaubte sie daran. Es gab keine vorgezeichnete Linie, keine höhere Ordnung, die sie gelenkt hätte. 97

Es gab nur Entscheidungen. Ihre Entscheidungen.

Und die Konsequenzen, die daraus folgten.

Sie begriff, dass „was wäre gewesen“ keine Frage war, die Antworten suchte. Es war eine Frage, die man irgendwann loslassen musste. Nicht, weil sie sinnlos war, sondern weil sie unendlich war. Jede Entscheidung öffnete eine Tür und schloss tausend andere. Das war kein Verlust. Es war einfach die Struktur des Lebens.

Am Ende blieb etwas anderes zurück: ein stilles Einverständnis mit der eigenen Geschichte. Nicht, weil sie

perfekt war. Nicht, weil sie leicht gewesen war. Sondern weil sie ihre war.

Lavin atmete tief ein, als sie das begriff.

Nicht mit Resignation.

Sondern mit einer Art Frieden, der nicht laut war, aber verlässlich.

Sie hatte gewählt.

Sie hatte gelebt.

Und sie würde weiterleben — nicht trotz ihrer Entscheidungen, sondern durch sie.

---

©ALAN LEZAN ... 05.05.2026